Bi04064
1

S B
AC231.

Leben und Bildnisse der grossen Deutschen,

von verschiedenen Verfassern und Künstlern,

mit einer Abhandlung über Lebensbeschreibungen und Lebenschreiber,

herausgegeben von

Anton Klein

der Philosophie und schönen Wissenschaften Professor, Kurfürstlich wirklichen geheimen Sekretär und Rath, der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft beständigen Geschäftsverweser, und Ehrenmitglied der Künstlerakademie in Düsseldorf.

Erster Band.

Mit Kurpfalzbairischem Privilegium.

Mannheim, 1785.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Vorbericht.

Das Leben jedes Deutschen, den grosse Thaten und Geisteskräfte, oder grosse Kenntnisse und Fähigkeiten, in welchem Gefache es sey, auszeichneten: dessen Leben auf die Theilnehmung der Welt Anspruch macht, soll dieses Werk enthalten.

Der Herausgeber glaubet, einen seinem Wunsche gemäsen Plan angelegt zu haben, daß es ein würdiges Denkmal der grossen Deutschen werde.

Jeder sieht ein, daß dies nicht das Werk Eines Mannes seyn kann. Der Nation beste Schriftsteller sind zur Mitarbeit aufgerufen, und mehrere derselben haben sich dazu verstanden.

Jährlich werden beträchtliche Preise auf die besten Lebensbeschreibungen ausgesezt, und jede vortreffliche hiehergehörende Biographie wird aufgenommen und nach Verdienst belohnet.

Nicht nur die Bildnisse, sondern die grösten Züge in dem Leben der erhabenen Deutschen werden durch Kupferstiche vorgestellet, welche die berühmtesten Künstler Deutschlands verfertigen.

Das Werk umfaßt alle Zeiten: aber um den Schriftsteller und Künstler zwanglos und nach Hang arbeiten und dem Liebhaber das Vergnügen zu lassen, seiner Zeit die Kupfer und Leben nach seinem Gefallen zu ordnen, werden dieselben weder nach den Ständen, oder Gefächern, noch nach der Zeitordnung gesezt.

Die Abhandlung über Lebensbeschreibungen und Lebenschreiber ist nicht das Bild jeder Biographie, die hier eingerücket wird; sondern es sind Gedanken zu einem Ideale einer vollkommenen.

Der Herausgeber sucht blos ein Ziel auszustecken, nach dem die Schriftsteller zu streben hätten, und das zu liefern, was unsre Zeiten in diesem Fache erzeugen können.

Daher bestimt er den Gelehrten eben so wenig als dem Künstler den Preis seiner Arbeit.

Kann er Schriftsteller- und Künstlerverdienst nicht würdig genug belohnen:

so ist er doch immer bereit, mehr zu thun, als gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Die Namen der Verfasser dieser Lebensbeschreibungen sind nicht genannt, weil sichs verschiedene verbaten, und weil man unpartheyischers Urtheil zu hoffen hat.

Die gekrönten Preisschriften sind durch gelehrte und andre Zeitungen bekannt.

Der Herausgeber glaubet jährlich etwa drey Bände liefern zu können, und das Werk längst in sieben Jahren zu vollenden.

Mit Danke werden Bemerkungen und Vorschläge zur Vervollkommnung des Werkes angenommen.

Ungerecht und unbescheiden wäre es, wenn in folgender Abhandlung beurtheilte oder nicht beurtheilte deutsche Schriftsteller sich an dem Werke rächen wollten. Die Verfasser der Leben haben keinen Theil daran, und der Herausgeber hat keine andere als die gewiß untadelhafte Absicht, zur Ausarbeitung vortreflicher und vollkommener Biographien zu reizen.

Auch bittet er, die Ausgabe in Fol. mit den Kupfern nicht nach dieser zu beurtheilen. Jene ist um manches verbessert, und muß von dem, der sie richten will, selbst eingesehen werden. Diese wurde nur einige Zeit vor der grossen

veranstaltet, um den gedroheten Nachdruk zu vereiteln.

Genius unsers Vaterlandes! hauche dem Künstler und Schriftsteller den Geist des Mannes ein, dessen Bild er der Welt geben will. Laß auf ein schöpferisches: Werde! die erhabenen Väter wieder aufleben, daß sie dastehen vor unsern Zeiten, und ihr belebender Athem in die Welt wehe, und die Enkel zu Thaten entflamme! Sollte die Kraft eines Privatmannes seinem grossen Gedanken nicht angemessen seyn können: so fahr du, edler deutscher Genius! mit diesem Gedanken in den Busen

eines Regenten, der würdig ist, seine Väter zu ehren, daß sein Wink Talente entwickle, sein Blik und Wort Künstler begeistere, seine Schäze von den Händen der Weisheit am Altare des Ruhmes und der Unsterblichkeit vertheilt werden, und die grossen Deutschen durch ihn und in ihm wieder aufleben.

Ueber Lebensbeschreibungen und Lebenschreiber.

Des denkenden Menschen erster erhabenster Gegenstand in der weiten Schöpfung ist der Mensch. Unsterblichkeit ist das Maaß seiner Würde, Gott sein Urbild, sein Gebiet eine Welt. Sein Blik faßt den Plan des Schöpfers; Jahrtausende des Vergangenen enthält sein Gedanke, und seine Handlungen sind die

Bürgen der Zukunft. Des Menschen Bau übertrifft den Bau der Sonne. Ein ewiger Geist spricht aus seinem Auge; seine Bildung ist der Natur Meisterwerk. Heiliger, unendlicher Stoff zur hohen Betrachtung! Und dieser Mensch ist oft blose Grenzstufe über den Orang Utang, dann Sokrates; jezt Nero; dann Marcus Aurelius. Welch unermessener Kreis des Eigentums! Dies alles liegt in den Keimen deiner Seele, du, der du eben den Abstand denkst — den Abstand zwischen dem Menschen jezt Vater, jezt Mörder der Väter und Mütter und Waisen; hier stiller friedlicher Bürger, dort thierischer Wohllüstling, Verräther seiner Freunde; der Welt Licht oder Geisel und Zertrümmerer. Gregor der siebente, Luther, und der sanfte hohe Plato sind Verwandte, Brüder. Cromwell, Sully; Rousseau, Mahomet; der

Verfasser des Sistems der Natur und der Evangelist; Neuto, Leibniz und Franz der Seraphiker; der Hirt Moses und der Schäfer Theokrit; Attila und der scherzende Anakreon; Virginia und die zauberische Königin der Aegyptier; Archimed, unter den Thrümmern von Syrakusa sorgenlos; und der Weltstürmer Xerxes sind Menschen einer Art, eines Stammes, eines Urstoffs, einer Bestimmung!

Diese Geheimnisse enthüllt die Biographie. Aber sie schmükt ihr Heiligthum nur mit den Namen der Grössesten. Thaten, Leben, Kräfte achtet sie allein ihrer Forschung würdig. Der Biograph ist der Philosoph der Menschheit, verehrungswürdig wegen des edelsten Gegenstandes und des hohen Zweckes.

Wenn es Weisheit und Verdienst ist, dem Lebensplan eines Insektes nachzu-

spüren, einer Pflanze Natur, des Metalls Entstehung, oder die Bildung eines Steines zu erforschen: wie hoch muß in der Reihe der verdienstvollen Weisen der Mann stehen, der in die Herzen grosser Menschen dringt, das Geheimniß jeder Falte hervorzieht, eines halben Jahrhunderts Werth in dem Geiste einiger erhabenen Männer zeiget, grosse Handlungen und ihre Triebfedern ins wahre Licht sezet, mit lebendiger Farbe Thaten schildert, deren Folge Veränderung und Umkehrung des Erdkreises war, Werke und Erzeugungen wäget, die einen Welttheil aufklärten, und das Menschengeschlecht zu seiner Würde zurükbrachten, mit einem Worte, der Mann, der die Leben der Unsterblichen zeichnet, alles was im Strom der verschwundenen Welt eigentlich Leben war, zurückruft, die Kolossen des Menschengeschlechtes

vor uns aufstellet, jene unendlich wirksamen Geister wieder erwecket, und alle ihre glänzenden Eigenschaften, Tugenden, Schwachheiten und Laster in dem Gesichtspunkte zeigt, der zur Veredlung des Menschen zwecket und ihn zu leben aufruft.

Stimmen unser Herz zum sanften Wesen, zur Ruhe und zum Vergnügen, durch Harmonie der Töne, oder den süssen Vers, oder durch den Zauberpinsel, der eine reizende Gegend auf todtes Leinwand hinüberträgt, ist Ehre und Ruhm: aber Menschen mächtiger Leidenschaften, voll Thatkraft, im Emporringen zur Unsterblichkeit, darstellen, ist höher, würdiger.

Der Künstler, der dem Marmor den Blik des hohen Cäsars gibt, oder den Jammer des erstummten Welteroberers bey der Leiche des Klitus eindrükt; oder

der mit täuschender Farbe Heiterkeit und Vorgefühl der Seligkeit in die erblassenden Muskeln des scheidenden Sokrates präget, der hat den Gipfel seiner Kunst erreichet und die edelste Pflicht aller Künste erfüllt. Aber Reihen hundert grosser Züge in einem Bilde vereinigen, Thatsachen an Thatsachen drängen, Reden und Handlungen der Unsterblichkeit wie sein Eigenthum gleichsam verschwendrisch mittheilen, das kann nur der Biograph.

Der die Menschen Tugend und Weisheit lehret, ist ihr erster Wohlthäter. Der Lebenschreiber zeigt die Lehre in der Ausübung, und so gibt ihm seine Lehrart einen Vorzug vor allen, die durch weise Lehren auf das erhabenste Verdienst unter den Menschen Anspruch machen. Denn der Lehre Weg ist weit-

läufig, der Weg des Beispieles kurz und angenehm.

Kann des Jünglings oder Greisen Geist in der Schule des Biographen erschlaffen? oder welche Nerve wird nicht rege beym Anblicke oder bey der Stimme thätiger, starker, unaufhaltsam zum Ziele strebender Menschen? Gleich am Eingange steht da die grosse Lehre: **Nur der lebt, der zu etwas grossem unsterblichem empordringt: alles übrige ist Pöbel, Thier.**

Der lehrende Philosoph beweist mit vielen Gründen, daß Eitelkeit lächerlich, Stolz verhaßt mache; aber beym Anblicke grosser Menschen sieht der Eitle, der Stolze seiner Laster Quellen versiegen, sieht seine ganze Niedrigkeit und Schwäche, und sein eigenes Gefühl wirft ihn von der Zinne seiner eingebildeten Grösse hinunter. Der Philosoph setzt Schlüsse auf

Schlüsse, um die Unzulänglichkeit dieser Dinge zu beweisen, in welchen wir Glükseligkeit suchen. Dies läßt uns der Lebenschreiber in den Herzen jener Menschen sehen, aus deren Händen Ueberfluß der Glüksgüter zu Andern fliest.

Die Vernunft lehret die Nothwendigkeit der Tugend und zeiget ihre Reize. Der Lebenschreiber versezt uns in einen Kreis von Menschen, die sie ausüben, und auf dem gebahnten Pfade uns mit sich dahin reissen. Wechselweise tritt da die Vaterlandsliebe, Standhaftigkeit, Großmuth, Tapferkeit, Mäsigung, Weisheit und Vorsichtigkeit vor uns auf.

Der Bürger, der Staatsmann, der Soldat, der König, erhält in dieser Schule seine Führer. Vor unserm Blicke geht da der Krieger für sein Volk in den Tod. Wir sehen zu, da die vortreflichen Menschen ihren Kampf ausrin-

gen, wir hören ihre Stimme und werden von ihrer Grösse erfüllet. Wir treten mit dem Biographen gleichsam in den Tempel des Ruhmes.

Ohne unser Gedächtniß in ein Sistem zu spannen, oder mit gedankenleeren Zeitrechnungen zu ermüden, kehren wir in alle Jahrhunderte zurük und umfassen mit einem Blick auf einen grossen Mann das herrlichste und erstaunungswürdigste eines ganzen Menschenalters; erblicken Helden, die gleich einer ehernen Mauer vorm Vaterlande dastanden, weitsehende und fast eben so weit herrschende Staatsmänner, Könige vom erhabneren Gepräge, Weise, die das Licht der Aufklärung in den Zeiten der Vorurtheile und des Aberglaubens entzündeten; Künstler, die wie Prometheus das Feuer vom Himmel nahmen und mit der Flamme ihres Genies sich über Millionen aufschwungen.

Wir erheben uns in eine höhere Welt, wandeln unter edleren Geschöpfen, und weiden unsern Blik an den Meisterstüken der Gottheit.

Wir wählen, so zu sagen, die Unsterblichen zu unsrer Gesellschaft; und wenn es wahr ist, daß der Mensch das Gepräg seines Gesellschafters trägt, so wird in dem Kreise dieser verewigten Menschen unsre Seele sich vergrössern, unser Herz sich veredeln, und wir werden unvermerkt Züge von denjenigen an uns nehmen, die wir bewundern.

Auch die Zornruthen des Menschenrichters werden unter der Hand des Biographen ein Sporn zum Edeln.

Die unterdrückte Gerechtigkeit, die verhöhnte Weisheit, das Gewinsel der Unschuld unter der Geissel der Tyranney heben das Bild des Ungeheuers in ein

schreckbares Licht. Der Jüngling starret; dem Greisen entfällt eine Thräne; jeder sieht die mächtige Kraft und das verlorne Gute, das sie hätte wirken können, und ist vom Schlafe der Unthätigkeit erweckt. Selbst die Geschichte hat diese Macht der Biographie auf das menschliche Herz bey weitem nicht. Sie übergeht tausend Dinge, die der Lebenschreiber von ihrer wichtigen Seite zeiget; sie dränget tausend Dinge zusammen, welche dieser in stärkeres Licht sezet; sie reihet unzählige Thatsachen, Begebenheiten, Zufälle oft in einem kleinen Zeitraume, und in fernem Bezuge auf Theilnahme des Einzelnen; sie kümmert sich so zu sagen um den einzelnen Menschen nichts, da der Lebenschreiber das als den vortreflichsten Stoff wählet, was jeden einzelnen am meisten anzieht, und nach nichts mehr strebet, als in seiner ganzen

Laufbahn mit dem Menschen als Menschen zu sympathisiren.

Grosse Geisteskräfte, geäussert um grosse Wirkungen hervorzubringen, bestimmen eigentlich die Wahl des Lebenschreibers. Jedoch nicht einzig. Nicht nur der grosse, auch der merkwürdige Mensch ist ein biographischer Gegenstand. Wer kann hier Grenzen sezen? allein der Sache Natur und Zwek. Biographie ist theilnehmungwirkende Lebensbeschreibung für die Welt. Wirkt denn nur der grosse Mann Theilnehmung? Nicht auch oft der blos auserordentliche? Der einzige in seiner Art? Findet nicht auch bey diesen der Psycholog seine reichhaltigen Goldadern? Der Künstler wirkt oft in einem Kreise, dessen Engung oder Erweiterung die Welt weder umkehrt noch erschüttert. Grosse Handlungen für die Welt sind hier gar nicht die Erndte. Die Thorhei-

ten seines Lebens zeichnen ihn oft nicht weniger als die Meisterwerke seiner Kunst aus. Aber soll dieser Mann, der durch die sonderbarsten Wege zu seiner Höhe stieg, der dem Psycholog oft mehr ist, als Manlius und Scävola, soll dieser Mann kein biographischer Gegenstand seyn? Der weise stille Bürger, das Muster für die Hälfte des Menschengeschlechtes, soll nicht biographische Theilnehmung hervorbringen, weil er nicht mächtig in die Welt wirkte? Ungefehr ist das Verhältniß wie zwischen heroischem und bürgerlichem Trauerspiele. Wer wird diesem theatralische Wirkung und Recht zur Vorstellung absprechen, weil jenes wichtiger und an grossen Handlungen fruchtbar ist? Millionen Menschen ist indessen Atticus mehr als Antonius, und der Schwiegervater des Tacitus mehr, als der Gallien zur Provinz machte und die Teutonen in ihre Sümpfe zurücktrieb.

Theilnehmung der Menschen als Menschen ist der Gesichtspunkt des Biographen, und in diesem wählt er seinen Gegenstand.

Doch die Wahl ist nur seine erste, vielleicht kleinste Pflicht. Der Lebenschreiber kennt den wahren Werth des Menschen. Das Wohl der Gesellschaft ist der Standort, von dem er ausgeht, und der Hauptgesichtspunkt, in dem er alles sieht. Er hat kein einseitiges Gefühl für eine Art Tugenden. Kein Verdienst ist bei ihm ausgeschlossen, keines vergessen, keines an falscher Stelle. Bei Thaten, die er wäget, giebt die Menschheit zuerst, dann das Vaterland, und endlich das Glück Einzelner den Ausschlag. Er sieht mit Ehrfurcht jede Beugung vor dem Schöpfer. Seine Philosophie brandmarkt nie der Stempel einer Religionssekte. Er blendet sich nicht mit Vorurtheile, um ge-

genüber stets Vorurtheil und Aberglauben zu sehen. Die Schwärmerey selbst entdeckt in seiner Schrift seine Parthey nicht. Die Wahrheit ist sein Genius. Ausgerüstet mit allen kritischen Kenntnissen findet er sie in jeder Hülle. Darum ist sein Lob kostbar; das höchste Ziel, das der Ruhm Sterblichen ausstecken konnte. * Der allein ist ihm ein Mann erster Grösse, der bei Uebersteigung ungeheurer Hinternisse zum Wohl der Menschen grosse Handlungen fortdauernd ausübt. Wenn seinem Scharfsinne sich die Schwächen edlerer Menschen darstellen: so ist ihm dies nicht auf-

*) Schön ists auf Lorbeervoller Bahn
Zum Rang der Glücklichen, die in der Nachwelt leben,
Zu einem Plaz im Sternenplan
Und im Plutarch sich zu erheben.

Musarion.

fallend. Er tadelt die Sonne nicht, wenn sie nicht jeden Tag alle Dünste zerstreuet. Er verzeiht Schwachheiten und lohnet Tugenden wie der Schöpfer, der uns zu Menschen gemacht hat. Sein Gesez ist: wenig loben, wenig tadeln; nichts übergehen und nichts mit Bitterkeit sagen. Er läßt mit der Mine der Bescheidenheit die Fackel der Wahrheit stralen: Aber Wahrheit ist sein ganzes Wesen, und hieran erkennt man, daß er kein gemeiner Mensch, nicht blos Mensch ist, sondern gleichsam aus einer erhabnern Sphäre Furcht und Hoffnung, Verhältnisse und Schicksale der Menschen unter sich sieht.

Seines Helden wegen verkleinert der Lebenschreiber keinen andern, noch weniger gründet er auf den Schimpf einer Nation den Ruhm der seinigen.

Er zeigt nie blos Aussenseite, wenigstens nie ohne durch eine Rize Licht ins

Innere zu werfen; denn er durchschauet den Charakter seines Helden. Wenn Katilina wie Brutus spricht, August wie Cäsar handelt, Heinrich der Vierte wie Ludwig der dreyzehente Geseze gibt; so hat er doch unendlich verschiedne Dinge zu erzählen.

Darin hat der philosophische Biograph ein Hauptverdienst, daß er alles benuzt, und an sein rechtes Ort sezet; von den kleinsten Dingen Licht herholt, der Handlungen Menge, aus einem Grundtriebe hervorgebracht, zusammen drängt, und hiedurch die gewissen Klippen des mittelmäsigen Geschichtschreibers meidet, der zwanzig Dinge von einerley Werth recht Zeitordnungsmäsig, oder in zwanzig verschiedenen Handlungen eins und dasselbe erzählet. Und Handlungen und Thatsachen erzählt er nicht, um herrliche Gemälde darzustellen; sondern einzig das

Bild desjenigen zu geben, der dies alles that. Aus jedem Zuge leuchtet der Geist des Handelnden; und nicht der Geschichte, sondern des Handelnden wegen ist der Biograph. Denn nicht Erzählung, nicht Geschichte der Welt, nicht einmal blose Geschichte des Mannes, sondern der Mann selbst ist sein Zwek.

Er kennt seine Zeitgeschichte, wie die Geschichte der Welt; er umfaßt und durchsieht den Zusammenhang aller Begebenheiten, aber nur um das Eigenthümliche seines Helden vom Allgemeinen, Umstände und Zufall von Absicht, Plan und Wirkung zu trennen.

Wie that der Mann dies und jenes Grosse? Wie lags in ihm, daß er so ward? Wie viel kam von aussen hinzu? Welches ist die Scheidungsgrenze zwischen ihm und dem, der eben dies oder desgleichen that? Der Vertrag, den er mit

dem Publikum eintritt, ist eben so einzig als wichtig. Er nimt es auf sich, nicht alle Geschichten zu plündern, um unzählige Thatsachen hinter einen Namen herzusezen; als wollt' er gleichsam ein Gerippe mit reichen Kleidern behängt hinstellen, sondern die Geschichte zu erforschen, um jeder That Urquelle aufzuspüren, und damit anzufangen, daß er die Urquelle zeige, zeige wie alles hieraus floß und fliesen mußte.

Und darum ist das Gefach des Biographen schwerer und höher, als jenes des Geschichtschreibers. Dieser sammelt, schauet an und ordnet, jener muß noch seinen Hauptstoff aus den verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens aufgraben; dieser bringt Töne und Farben in Harmonie, jenem ist dies nur die zweite Pflicht: er dringt über dies in die Ge-

heimnisse der Natur, um den Ursprung des Klangs und Lichtes zu erforschen.

Der Titel seines Werkes ist: Ihr sollt diesen Mann sehen wie er war, und euch allen hier und in Albion und an der Seine wichtig ist; Nichts sollt ihr hören, das der Unsterblichkeit, und der ernsten Beschäftigung eurer Seele nicht würdig wäre; und hundert Dinge, die in seiner Geschichte vielleicht bisher eure lange Weile nährten, sollen jezt euren Geist regen und eure Theilnehmung wecken; ihr sollt einen Mann sehen, den ihr nie saht; mit einem Worte: andre lehrten euch Landkarten und Erdbeschreibungen; ich will euch mit dem Weltschöpfer bekannt machen. Darum ist das menschliche Herz sein Lehrbuch, die grosse Welt nur sein Schauplaz; aber die Scene dieses Menschenalters gibt ihm den Schlüssel zu allen Jahrtausenden, die hinter ihm sind.

Die grosse Beschäftigung des Biographen ist der Plan. Erforschung der Urquellen von Handlungen und Thatsachen, und Darstellung des Ganzen zur Erweckung der Theilnahme ist sein Zweck; daher ist Philosophie seine Führerin, Beredsamkeit und Dichtkunst kommen ihm zu Statten. Er erzählet nicht, zu überzeugen, zu bereden, zu belustigen; aber er ergründet, reizet und erwärmt. Er schildert als Philosoph, mit dem Schmuke des Redners, und dichterischer Anordnung, ohne dichterische Erfindungen. Das rapit in medias res ist oft eben so sehr seinem Zwecke gemäß als jenem des Dichters. Die herrschende Leidenschaft oder der Charakter des Helden ist sein einfacher Punkt, von dem alles ausgeht, auf den alles zurük fließt. Diesen Punkt zu finden, und alle von demselben ausgehenden Stralen, und jeden Punkt seines

Wirkungskreises, wie er ihn mittelbar oder unmittelbar berühret, sichtbar und richtig, mit den wahren Farben der Natur darzustellen, ist sein Streben.

Gleich Anfangs gibt er das Resultat seiner Untersuchungen. Dies ist etwas ausserordentliches, neues, verschieden von allem dem, was der Leser bisher kannte, was die Natur je zeugte. Nichts kann mehr reizen. Mit Gewalt wird derselbe dadurch fortgerissen, alle den Reichthum, die Verschwendungen, Spiele der Natur dieser Art anzustaunen, alle die geheimen Wirkungen, und ungewöhnlichen Gänge aufzuspüren, Gesinnungen und Thatsachen ohne Aehnlichkeit mit allen von jeher bewunderten, gemeine Handlungen groß durch neue Umstände, einen sonderbaren Menschen in ausgezeichneten Fällen und Lagen, und durch ihn Schiksal, Glük, Unglük, Menschen, Religion, Staat

und

und so zu sagen die Ebbe und Fluth der Welt in neuen Verhältnissen zu sehen. Der Anfang der Biographie gleicht der Phisiognomie eines grossen Mannes. Jeder ist vom Ausserordentlichen betroffen, und wird begierig, in dessen Umgange das zu finden, was er in den Zügen des Angesichtes erblicket; man sieht aber darin täglich mehr, weil in der Folge Handlungen die Züge uns deutlicher machen.

Unmöglich kann so mächtige Theilnahme erwecket werden, wenn Thatsachen nach der Zeitordnung, oder auch nach einem gewissen Plane erzählet werden, um den Leser zulezt auf den eigentlichen Grund zu bringen, und die Neuheit des Gegenstandes zu entwickeln. Dies hiese den vaticanischen Apoll oder farnesischen Herkules stückweise zeigen, eh ein Blick auf den Ganzen gerichtet war.

Sind einmal die Triebfedern der Handlungen aufgedeckt, dann kömt alles auf die Eintheilung der Sachen an. Zeitordnung wird nicht hintangesezt: aber sie macht den Bau der Biographie nicht. In der Geschichte muß genau bestimmt werden, in welcher Zeitordnung etwas geschah. Dies ist für die Biographie mehrentheils unbedeutend. Aber oft sehr wichtig ist es, in welchen Zeiten, in welchem Lebensjahre der Held handelte. Der Geschichtschreiber bringt dieselben Dinge mehrmals, wie sie in verschiedenen Zeiten vorkommen. Treue und Vollständigkeit fordern es. Aber dem Lebenschreiber ist jede Wiederholung neuer Stral über seinen Gegenstand, ein schnellerer Schritt zu seinem Zwecke. Die Geschichte erzählet alles im Bezug auf sich selbst, die Biographie nichts im Bezug auf Geschichte. Oft sezet sie so gar das Ge-

schichtliche als bekannt voraus, und berühret es blos wegen des Verhältnisses mit dem grossen Manne. Vom Privatleben der Grossen nimt der Lebenschreiber sein meistes Licht; die Geschichte gedenket dessen kaum. Jener eilet stets, wie der Dichter zu seinem Zwecke; diese hat keinen einfachen Gegenstand, und ist schon daher in ihrem Plane unendlich von demselben verschieden.

Der Mensch kömt stufenweis zu seiner Grösse. Dies ist der Weg, den der Lebenschreiber zu seinem Ziele nimt. Die Natur selbst hat ihn vorgezeichnet. Nicht als müßte jede neue Handlung die vorhergehende an Grösse übertreffen: die Theilnahme nur muß wachsen, selbst in den Schattirungen. Denn der Lebenschreiber ist nicht des Helden Lobredner, sondern der Zeichner der menschlichen Natur. Wenn er den Erretter eines Lan-

des nach der erhabensten Handlung des Lebens am Spinnrade seiner Omphale zeiget: so gibt er nur dem Erstaunen eine andre Richtung. Indem der Held verliert, verliert der Lebenbeschreiber nicht. Jener kömt um einen Grad auf seiner Bahn zur Vollkommenheit zurück; dieser geht seinem Ziele um eine Stufe näher. Den Leser schmerzet die Schwäche eines grossen Menschen, aber erweiterte Kenntniß der Menschheit freuet ihn. Die Schwächen und das Sinken hoher Seelen sind wie die Krankheiten und das Welken eines Weltkörpers: die ganze Natur befällt ein Schauer; der denkende Theil des Menschengeschlechtes ist am meisten damit beschäftiget. Die Beschreibung des Naturkundigen wird mit Bewunderung angehört.

So sehr der Lebenschreiber die Kunst versteckt: so deutlich und klar muß der

Zusammenhang und die ganze Anordnung einleuchten. Dies ist der Lucidus ordo den der Lehrer der Dichtkunst in den Werken des Geschmackes fordert. Er besteht in der Kunst der Eintheilung, und diese in Berechnung des Vorzüglichen zur Wirkung, in Berechnung der Stellungen zur Theilnahme.

Ordinis hæc virtus erit & venus,
ut jam nunc dicat, jam non debentia dici
pleraque differat, & præsens in tempus omittat.
Hoc amet, hoc spernat promissi carminis autor.

Eine Regel des Lebenschreibers wie des Dichters. Aber so wenig Kenntnisse der Regeln den Dichter ausmachen: so gewiß ist es, daß nur Begeisterung und der hohe Genius den glücklichen Plan einer Biographie eingeben.

Das erste Mittel, Theilnahme zu erwecken, ist gewöhnlich das sicherste Kenn-

zeichen des Berufes. Ganz durchdrungen, begeistert und mächtig hingerissen seyn von seinem Gegenstande, versichert dem Biographen unfehlbar seinen Zweck.

Dolendum est,
primum ipsi tibi, tunc tua me infortunia lædent
Thelephe!

Es ist nicht genug, wahr seyn, Wahrheiten sagen, Wahrheiten beweisen, ihre Urquellen zeigen, und sich ihren Gewährsmännern anschliessen. Dies ist die eigentliche Kunst im Plane des Lebenschreibers: sich selbst Glauben erwecken, für die Wahrheit einnehmen, und die Herzen der Leser gleichsam zu Bürgen derselben machen. Glaubwürdigkeit ist die Pflegerin der Wahrheit; sie ist der Zauberkreis des Lebenschreibers; sie gibt allen Triebfedern der Theilnahme den ersten Stoß. Was dem Schauspieldichter Kunst

der Täuschung fruchtet, das wirket Glaubwürdigkeit dem Lebenschreiber.

Die sicherste und kräftigste Wirkung entsteht aus dem sonderbaren. Unter dem Menschengeschlecht ist keiner, den Neuheit nicht zur Theilnahme regte.

Ist einmal die Grenzlinie zwischen deinen Helden und allen übrigen Sterblichen gezogen, dann tritt ja nicht mehr hinüber, um ihn auf bekannte Bahnen zu leiten, und in der Menge zu zeigen. Wolltest du den Gesang einer Muse im Chor sich auszeichnen lassen? würdest du den Mann, dem in Kleopatras Umarmung der Erdkreis aus der Hand fällt, in Stutzerkleidung zeigen? Alle Handlungen so gar gemeiner Menschen sind von allen Handlungen verschieden; nur kömts darauf an, die Verschiedenheit zu sehen und sichtbar zu machen.

Die Hauptgriffe der dramatischen Dichtkunst sind, die Erwartung spannen, das Ziel entfernen, indem man es mit jedem Schritte zu ereilen scheint, den Hauptcharakter durch Nebenherstellung anderer heben, grosse Züge vorbereiten, neue und sonderbare Lagen glüklich anlegen, und plötzlich und unerwartet hinein versetzen, und durch die endliche Entwickelung sich ganz des Geistes der Zuschauer bemeistern. Alle diese Wege zum menschlichen Herzen benuzt die Kunst der Lebensbeschreibung.

Mit Ankündigung ihrer Helden erregt sie die Erwartung; sie gibt gleich anfangs wichtige Dinge, und läßt wichtigere hoffen. Sie führet den Leser schnell mitten in ein weites Feld, wo er die Erndte zu übersehen glaubt, und macht ihm dann jeden einzelnen Gegenstand merkwürdig. Dies ist ihre grosse Eigenschaft,

daß sie die Natur der Dinge kennet, und jeden Zug, jede Handlung, jede Lage als einzig darstellt. Auch sie versteht das Geheimniß der Schattirungen, der Zubereitung, der Charakterstellung. Wenn sie an und für sich unwichtige Sachen vorbringt, so werden sie, aus ihrem Gesichtspunkte betrachtet, wichtig.

Sie leitet durch eine allmählich wachsende Reihe von Thatsachen zu einem Gegenstande, der Erstaunen erwecket. Der Leser glaubet das Höchste erreicht zu haben. Aber noch weit ist er vom Ende, wozu sie das vorzüglichste, sonderheitlichste, und treffendste bewahret. Er steht nur auf dem ersten hohen Berg einer Alpenkette, ist nur auf dem Wege zu einem noch höhern, und so wandert er durch tausend abwechselnde Aussichten, anzustaunende Tiefen und Höhen, bis er endlich vom erhabensten Gipfel auf alle

andern ruhig und vergnügt zurücksieht, sich dem Schöpfer der Natur näher glaubt, erfüllt mit grossen Gedanken und Bildern, durchdrungen von Wirkungen ungeheurer Kräfte, aufgerufen vom Genius den Entschluß faßt: von nun an will ich an mir die Kraft der unbeschränkten Natur versuchen.

Nach diesem ists unnöthig, besonders von den Fehlern der Lebenschreiber zu reden. Nur einen unbegreiflichen Irrthum fast aller muß ich rügen. In Lebensbeschreibungen der Künstler und Gelehrten begnügt man sich mit Erzählung ihres Lebens, und einem höchstens noch kritischen Verzeichnisse ihrer Werke und Schriften. Geist, Charakter, und das eigentliche Leben des Gelehrten und Künstlers leuchten noch mehr aus ihren Kunstwerken, als Handlungen. Wahl der Gegenstände, Zeiten und Umstände, die auf

diese Wahl Einfluß hatten, Erfindung und Anordnung, Darstellung der Leidenschaften, Farbengebung, Ausdruck, und vorzüglich Manier des Ausdruckes, alles setzet Geist und sogar Denkungs- und Gemüthsart des Künstlers und Gelehrten in helleres Licht.

Das Leben des grösten Gelehrten ist arm an wichtigen Thatsachen. Seine Handlungen und sein Leben sind in seinen Schriften. Wie viel merkwürdiges für die Welt würde man von Leibnitzen vorbringen können, ohne die Geschichte und den Geist seiner Werke zu erforschen?

Der Biograph erlaubt sich keinen Fehler der Schreibart. Nirgend können Wiederholungen, Ausdehnung, Alltagssprüche, Schwulst, Ueberladung, Leere, Dunkelheit, Wortgepräng, Eintönigkeit und dergleichen weniger Statt

finden als hier. Der Ausdruck des Lebenschreibers ist rein, edel, zierlich, doch ungekünstelt; jezt vertraulich, jezt stark und erhaben, je nach dem er in häußlichen oder grossen und feyerlichen Auftritten seinen Helden schildert. Die Mannigfaltigkeit der Dinge fordert alle Arten der Schreibart. Welche Verschiedenheit der Reden, der Charaktere, Erzählungen und Gemälden kömt in die Reihe von Lebensbeschreibungen auserordentlicher Menschen!

Der Biograph bearbeitet sein Bild, wie Phidias, bis zum lezten Meiselschlag, man tritt in seine Schule wie in einen Kunstsaal, wo Vollkommenheit der Darstellung höchste Schönheit ist.

Auch in diesem Fache haben uns die Griechen und Römer die schätzbarsten Muster geliefert. Plutarch wird als der Vater

und Lehrer aller Biographen, nicht der Zeit, sondern der Vollkommenheit nach geachtet. Er war selbst ein grosser Mann edeln und erhabnen Charakters. Er lernte die grossen Menschen durch den Umgang, die Länder und Nationen durch Reisen, und die Geschäfte der Welt durch Verwaltung der höchsten Stellen kennen. Wohlthun war das Geschäft seines Lebens. Und hieraus kann man schon sehen, nach welchem Maaßstab er das Verdienst maaß. Seine Lebensbeschreibungen sind ein vortreffliches Werk, den Menschen zum Staatsmanne, zum Helden oder zum Privatmanne zu bilden. Montagne wurde gefragt: wenn alle Werke der Alten zu Grunde gehen und nur eines sollte erhalten werden, welchem er den Vorzug gäbe? Den Lebensbeschreibungen Plutarchs, war die Antwort.

Vielleicht haben wir Plutarchen den grösten und würdigsten aller Könige zu danken. Wenigstens waren die Leben Plutarchs das Lehrbuch, wodurch sich Heinrich der grosse bildete.

Plutarch ist entfernt von aller Schmeichelen. Er läßt Thaten für seine Helden sprechen, und seine Zusätze sind oft nur helleres Licht, sie zu zeigen. Seine Gleichnisse sind gröstentheils voll Annehmlichkeit. Er zeigt erhabne Menschen aller Art, grosse Beispiele aller Tugenden, fast aller Fehler, Charaktere von erstaunungswürdiger Mannigfaltigkeit. Der Ton seiner Erzählung ist edle Einfalt, seine oft wörtlichen Wiederholungen in verschiedenen Leben haben etwas eigenes: sie zeugen von seiner Treue und Redlichkeit, und so sind seine Fehler oft Bürgen seiner grossen Eigenschaften. Die Reinigkeit und Zierlichkeit der Schreibart

ist hie und da vernachlässigt, aber oft durch Stärke und Kraft ersetzet. Mächtig und hinreissend strömt seine Schreibart fort, und da ist er am heftigsten und wahrhaft groß, wo sich der Charakter und die Leidenschaft des Helden durch Handlung oder Rede ausdrückt. Indessen würde ich es nicht wagen, seine Lebensbeschreibungen als vollkommne Muster zu preisen. Gewöhnlich schreibt man einen grossen Theil des Eindruckes, der von den Sachen selbst herkömt, der Erzählung zu. Seine Bemerkungen sind nicht immer Stralen eines philosophischen Geistes. Er dringt selten ganz in das wahre Unterscheidende seiner Helden ein, und dies zeigt sich da hauptsächlich, wo er Charaktere vergleicht und nebeneinander stellet. Seine öftern Erzählungen der Träume, Vorbedeutungen, Wunderzeichen, und andrer abergläubischen Dinge

sind um so auffallender, da schon vor seiner Zeit philosophische Köpfe sich darüber hingesetzt hatten. Man muß gestehen, der vortrefflichste Lebenschreiber der grossen Männer unserer Zeiten wird schwerlich je Theilnehmung wie Plutarch erwecken: aber wird ihm auch wie diesem je ein so reicher Stoff werden?

Die Schreibart des Cornelius Nepos ist glänzend, ganz rein und schön, fein und harmonisch, einfach und zierlich. Man kann von ihm sagen, was Cicero vom Crassus sagt: seine Gedanken sind so wahr, so voll, so rund, so neu, so fern von aller Schminke, daß sie von der Muse selbst eingegeben zu seyn scheinen. Er versteht die grosse Kunst der malerischen Erfindung und Zusammensezung. Alles ist bei ihm mit Geschmack gewählt und geordnet. Er gibt seinen Reichthum ohne Verschwendung. Seine

Be=

Betrachtungen sind richtig und leiten zur Tugend. Vielleicht ist kein Schriftsteller, der mehr als er die Kunst verstand und verhüllte. Zwar gibt er nur die Hauptzüge des Bildes; aber seine reichhaltige Kürze läßt vieles zum denken. Er gibt Miniatur, Plutarch Lebensgrösse: beyde das wahre Bild. Plutarch unterhält durch Thatsachen; Nepos faßt unzählige Thatsachen unter einem Zuge. Jener erzählt gründlicher, dieser geschwinder und blendender.

Der Phocion Plutarchs ist ohne Vergleich mehr werth, als jener des Nepos; aber der von einem neuern Sriftsteller verworfene Atticus des Römers ist ein Meisterstück einer Biographie, in seiner Art, wie er das Ideal eines weisen und rechtschaffenen Mannes ist. Es war möglich, daß in den Zeiten, wo lateinische und griechische Sprache die einzigen der Ge-

lehrten waren, die Werke des Freundes von Cicero und Atticus einem Schriftsteller unter dem Theodosius zugeschrieben wurden! Dies allein ist hinlänglicher Beweis, daß in diesem ziemlich weitläufigen Zeitraume kein Schriftsteller, des goldenen Zeitalters würdig, gelebt hat.

Die Leben der Kaiser des Tacitus und das Werk von Catilina und Jugurtha des Sallustius sind mehr Geschichte als Lebensbeschreibungen. Die meisterhafte Charakterschilderung des Catilina zeuget von der erhabenen Gabe des Verfassers zur Biographie. Von Tacitus haben wir ein einziges grosses Werk dieser Art: das Leben des Agricola seines Schwiegervaters. Das Alterthum hat uns kein herrlicheres Denkmal für Rechtschaffenheit und Tugend hinterlassen. Der Höfling findet darin seine Lehren, der Krieger und Staatsmann seinen Unter-

richt, der Weltbürger sein Muster. Da es eine der kostbarsten Schriften des grösten Geschichtschreibers aller Zeiten und aller Völker ist: so ists unnöthig, etwas von der Schreibart zu sagen. Sueton liebt die Wahrheit, und von dieser Seite betrachtet, war er würdig der Biograph der grossen Römer zu seyn. Seine Werke gingen verloren und nichts ist uns von ihm übrig als die Leben der zwölf Kaiser und einige Bruchstücke seines Verzeichnisses der grossen Römer. So schäzbar uns auch dieses Werk ist: so kann es doch nicht mehr in die Reihe der obigen gesezt werden. Es mangelt ihm hie und da an Geschmack, an Reinigkeit und Schönheit der Schreibart. Er ist zu frey in der Auswahl von Thatsachen und Gegenständen, die man hier entbehren möchte. So gar vermisset man nicht selten das nothwendigste im Vortrag, den Zusammenhang. Alle

die über ihn schrieben, tadeln, daß er die Ordnung der Zeiten überging, und alles was er von seinen Kaisern zu sagen hatte, unter gewisse Klassen theilte. Mich deuchts, man sollte nicht sowohl die Weise, nur die schlechte Ausführung tadeln.

Tief unter Sueton stehen die sogenannten sechs kleinern Geschichtschreiber, welche die Schicksale der Kaiser vom Hadrian bis auf den Carinus beschrieben. Eigentlich verdienen sie den Namen Biographen noch weniger als guter Geschichtschreiber. Was von ihren Schriften übrig ist, läßt uns das verlorne nur in so weit bedauern, daß wir unpartheyische, jedoch schlechte Nachrichten von einigen vielleicht merkwürdigen Thatsachen entbehren.

Und hiemit bin ich mit den römischen und griechischen Lebenschreibern zu Ende. Denn der platte, geistleere und geschmacklose Diogenes Laertius, so wichtig auch

seine Geschichte der Philosophen in verschiednem Betrachte seyn mag, gehört mit mehrern andern von seinem Werthe nicht in diese glänzende Reihe.

Ich muß hier eine Betrachtung anstellen, die eben so neu als sonderbar und wichtig ist. Alle die unsterblichen Biographen des Alterthums, Plutarch, Tacitus, Cornelius Nepos und Sueton waren rechtschaffene vortrefliche Männer, von den edelsten Menschen, deren sich ein Jahrhundert rühmen kann. Dies kann man von keiner einzigen andern Gattung Schriftsteller sagen. Die meisten der berümtesten Dichter waren schwache Weichlinge, oder nichtswürdige Menschen. Das Gebiet des Lasters dehnt sich weiter im Reiche der Beredsamkeit als jenes der Tugend. Eitelkeit, Stolz, Wohllust und Thorheit haben ihre Siegeszeichen mit dem Namen der Philosophie geschmückt. Auch die Ge-

schichte zählt ihre verabscheuungswürdige Sallustiusse. Selbst die Sittenlehrer waren selten das Beispiel von dem, was sie lehrten. Sie übten oft die Laster, indem sie über Weisheit und Tugend schrieben.

Sollte nicht der Vorzug dieser Gattung Schriftstellerey seinen Grund in ihrem eigenen innern Wesen haben? Wer in dem weiten Felde der Litteratur, unter so viel tausend Gegenständen, die ihn reizen, in freyer Wahl aus dem Triebe seines Genius, sich entschließt, seine Gaben, seine Zeit und seine Kräfte zum Ruhm edler Menschen zu verwenden, Denkmäler für diejenigen zu errichten, die die erhabensten des menschlichen Geschlechts waren, und alles was groß war, auch im Laster, aus dem wahren Gesichtspunkte der Biographie zu schildern, der muß nach der Regel ein edler vortrefflicher Mensch seyn.

In den spätern Zeiten häuften sich die Lebensbeschreibungen ausserordentlich; und doch ist vielleicht kein Gefach der Litteratur leerer an Meisterarbeiten als dieses. Die Religion brachte eine unzählige Menge Lebensbeschreibungen hervor, von denen sie sich nur wenige zur Ehre rechnen darf. Die Cardinäle Baronius und Hannibal Albani und die Benediktiner Ruinart, Mabillon, und d'Achery haben sich hierinn ein wahres Verdienst erworben. Die Vitæ Patrum von dem Jesuiten Roßweyde sind in einer angenehmen Schreibart verfaßt. Marsollier und der Jesuit Sauhni gaben einige einzelne Lebensbeschreibungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Auch von dem geschmackvollen kritischen Bouhours haben wir einige Leben, die des Verfassers der maniere de bien penser nicht unwürdig sind.

Die Biographen der Regenten, Helden,

Gelehrten und anderer berühmten Männer sind unzählig. Apin zählt allein einige hundert mit Holzschnitten und Kupferstichen.

Die Kuhrfürstliche Hofbibliothek in Mannheim besizt wo nicht immer die seltensten, doch nahezu die besten, besonders neuerer Zeiten. Ich fand in weiten sumpfigten Gegenden einige Pflanzen edler Art.

Die Geschichte der Kaiser von le Nain de Tillemont, die sich mit dem Reiche des Anastasius endigt, ist mit Kürze, Geist und Ordnung geschrieben. Sie ist eine treue vortrefliche Kopie, oft Uebersezung der römischen Schriftsteller.

Leti's Charakter verdarb alle seine Schriften. Hätte er ohne Leidenschaft, ohne Schmeicheley und Bosheit geschrieben: so wäre er einer der grösten Biographen und Geschichtschreiber.

Hätten die Leben der Rechtsgelehrten des Hugo Grotius den Werth seiner Annales & Historiæ de rebus Belgicis: so dürften wir den Römern keinen ihrer Biographen beneiden. Kein Schriftsteller wuchs so nahe an die Grösse des Tacitus wie dieser. Schwulst nnd Rednerey entstellten die übrigens mit Recht gepriesenen Leben der berühmten Gelehrten und Feldherrn des Paulus Jovius.

Von einem grossen Manne ist alles merkwürdig. Darum sind es auch die Lebensbeschreibungen des Gassendi. Aber schwer von Gelehrsamkeit wie das Jahrhundert, das ihm das Leben gab, machen sie neben Nepos und Tacitus wie jenes mit den goldenen Zeiten denselben Abstich.

Von Meursius, Thomassin, Boissard, Niceron, Laurentius Crassus, Stephano Scolari, dem Jesuiten Le Moine,

der Biographia Britannica, dem brittischen Plutarch und verschiedenen andern hätte ich fast so viel schlimmes als Gutes zu sagen, und um noch etwas von dem zu reden, was unser deutsches Vaterland in diesem Fache vorzügliches aufzuweisen hat, übergehe ich die Werke der neuern Zeiten von jenen grosen Männern, worauf die Ausländer mit Rechte so stolz sind. Denn wer kennt nicht was für diesen Theil der schönen Litteratur Hardouin, Larrey, Bayle, Flechier, Perrault, Auvigny, Robertson, Adlerfeld, Angelus Fabronus, *) Middleton **) und einige andre meisterhaftes geliefert haben?

Deutschland blieb in diesem Gefache am längsten in seiner Kindheit. Unsre alten Biographen schrieben ohne Forschgeist und

---

*) Vitæ Italorum doctrina excellentium Tom. I-10 8vo Pisis 1778.-83.

**) Dessen Leben von Cicero ist vielleicht die vollkomenste aller Biographien.

Geschmack. Die besten verdienen aufs höchste den Namen fleisiger Sammler. Von den Deutschgeschriebnen kann man hier überhaupt keine Meldung machen. Die fast unzähligen Lebensbeschreibungen in lateinischer Sprache sind mehrentheils Skelete ohne Fleisch, Blut und Leben.

Eines der ältesten und in seiner Art sonderbarsten Werke ist Pantaleons Prosopographia illustrium virorum Germaniæ. Es sollen Bildnisse und Leben der berühmten Deutschen nach der Zeitfolge seyn. Er fängt mit Adam und Noe an und sezt zu jedem Namen ein Gesicht, das ein Bildniß seyn soll. Bey verschiednen Namen bringt er dieselben Gesichter. Seine Berichte sind eben so zuverlässig. Er rühmt in der Vorrede, daß er in dem goldnen Zeitalter lebe.

Die Bayerusse, Seideliusse, Spitzeliusse und Apinusse haben in der Folge ebenfalls nichts bessers geliefert. Eine

Menge andre sind blosse Sammler, und können vielleicht auch schon ihrer Absicht wegen hier nicht genennt werden.

Ein verehrungswürdiger Name aus diesen Zeiten ist uns Camerarius. Wäre sein Leben Melanchtons nicht Lobrede, wären seine Nachrichten immer zuverlässig: so würde er der erste gute Biograph der Deutschen seyn.

Seitdem endlich die Muse der Geschichte nach dem Beispiele ihrer übrigen Schwestern sich des Joches der Barbarey im deutschen Vaterland entschüttelt hat, zählt die Biographie einige Männer von Geschmack, deren sich unser Jahrhundert nicht schämen darf.

Hessens Leben Jesu und Nienmayers Charaktere sind schön und fürs Herz geschrieben. Jerusalems Leben des Prinzen von Braunschweig steht mit seinen übrigen Werken in gleichem Werthe.

Kästner gab von dem Straßburger Speckle (Specklin) und einigen andern

Deutschen kleine Schriften heraus, die in mir den Wunsch erregten, daß er mehr für dies Gefach schreiben möchte. Wenigstens würde man mehr Auswahl, Reinigkeit der Sprache, Bestimtheit des Ausdrucks, und weniger Weitläuftigkeit darrin finden als in manchen sehr gerühmten neuen Lebensbeschreibungen.

Schirachs Biographie der Deutschen machte Epoche. Der verdienstvolle Mann mußte mit Leuten streiten, die ihm zierliche Schreibart vorwarfen. Auch machten ihm einige, nicht seine philosophischen Betrachtungen, sondern philosophische Betrachtungen überhaupt zur Sünde. Die Urtheile über ihn und seine Antworten entscheiden noch lange seinen Werth nicht. Er wird seinen wahren Ruhm nie verlieren, wenn auch alle seine Fehler gezeigt, und bessere Beyspiele geliefert würden.

Das Leben Reiske's von Morus, Hölty's von Müller, und des Rugendas von

Fueßlin verdienen bemerkt zu werden; aber dieses letzten gerühmtes allgemeines Künstlerlexicon ist mehr nicht als ein mangelhaftes Verzeichniß der Lebensumstände, Gefächer und Verdienste der Künstler. Die Memoriæ und Elogia von Ernesti und dem kritischen Heyne haben besondern und grossen Werth.

Schmids Leben der Dichter sind nützliche Vorarbeitungen für einen künftigen Biographen. Die rednerischen Biographien der Sachsen sind mehr eine neue schlechte Geschichte der Sachsen oder selbst Deutschlands — jedoch als Geschichte zu unvollständig, und als Biographien zu weitläufig, an Thatsachen ziemlich leer, desto reicher an prangender Rednerey.

Das vorzüglichste, was unsre Nation in diesem Gefache aufzuweisen hat, sind die Werke eines Oesterreichers, der Professor in Wittenberg ist: die Biographien des berühmten Schröckhs.

Dem Manne gebühret wahres Lob, weil er wirkliches ausgezeichnetes Verdienst hat. Er kennt die Quellen, woraus er schöpfen konnte. Im Plane herrschet Ordnung und mehrentheils Geschmack im Ausdrucke. Mit philosophischem Geiste beurtheilet er Dinge ausser dem Kreise seiner Lieblingsmeynungen und einseitigen Anhänglichkeiten. Es mangelt ihm nicht an malerischer Darstellungskunst und Feuer und Kraft im Vortrage.

Bemerkungen kleiner Umstände kommen bey ihm selten auf Kosten der Kürze; wiewohl seine Haupttugend Kürze nicht ist. Doch all dies Gute sey nicht von seinen Lebensbeschreibungen der Gelehrten gesagt.

Seine Tadler haben ihn fast durchaus schief beurtheilt; möchten verschiedne seiner Lobsprecher weniger gefehlt haben! Nach den Geständnissen seiner Vorreden wäre es unbillig, ihm Vorwürfe zu ma-

chen; unbescheiden, seine Charaktere neben jene Plutarchs, seine Schilderungen neben die Schilderungen des Sallustius, seine Schreibart neben den Styl des Nepos zu stellen.

Sein Leben des Doktors Luther wird als ein Meisterstük betrachtet. Auch sind seine Eigenschaften und Fähigkeiten zur Biographie hier am sichtbarstèn. Es ist würklich sein Meisterwerk; daß es eines der Kunst sey, hat Hr. Schröckh selbst gewiß nie geglaubt.

Ueberhaupt dürfte man sich kühn auf das Urtheil des Mannes selbst über seine Werke berufen, der weiß, welch tiefe Einsicht in die Politik, und helle Staats- und Weltkenntniß, welch ein weitüberseßender Geist, und welch eine erhabne Philosophie gefordert wird, die Leben von Männern, wie Doktor Luther, und Heinrich der grosse, zu schreiben.

Leben des Freyherrn von Leibnitz.

Die Warheit muß einen unwiderstehlichen Reiz haben, daß weder die Eifersucht seiner Zeitgenossen, noch die Gleichgültigkeit der Nachwelt das Genie abschrecken kann, sich den Mühseligkeiten, die es bey der Erforschung derselben erwarten, mit Freuden zu unterziehen. Wenn nichts seinen Muth stärkte, nichts seine Kräfte unterhielte, als das Bewußtseyn, von seinen Mitbürgern verehrt, außer den Gränzen

seines Vaterlandes, und selbst noch unter künftigen Geschlechtern mit Ruhm genannt zu werden: so würden wir viel große Männer weniger haben. Wie unsicher ist der Beyfall der Zeitgenoßen, mit wie vielen Unwürdigen muß ihn das Verdienst theilen, wie theuer läßt ihn die Eifersucht seiner Nebenbuhler bezahlen, wie gleichgültig ist oft die Welt, wie undankbar die Nachwelt!

Aber das Bedürfniß der Thätigkeit ist erregt, das heilige Feuer brennt in der Brust des Genies. Unbefriedigt mit den Vergnügungen des gewöhnlichen Ehrgeitzes, dem Ergötzen der lustigen Zerstreuungen, ist es nicht glücklich, wenn es nicht seiner eigenen Kraft genießt. Die Hofnung, Warheit zu finden, Aufklärung zu verbreiten, macht ihm das Anhalten leicht, und jede Anstrengung süß, und wenn ihm ein Beyfall etwas werth ist, so ist es der stille Beyfall des einsamen nächtlichen Warheitsforschers, dem es den Weeg erleichtert, durch den Scharfsinn seiner Entdeckungen das Vergnügen der Ueberraschung gewährt, und ein Herzerheben der Freude, der Bewunderung und der Dankbarkeit ablockt. Gleich entfernt von dem eiteln Zudrängen, so wie von

dem menschenfeindlichen Verbergen, nimmt es seinen Antheil an Beyfall und Ruhm hin, ohne seine Ruhe, das Glück seines Lebens, oder nur die Belohnung und Aufmunterung seiner Arbeit von einem so zufälligen und ungewissen Gute abhangen zu lassen.

So ward Leibnitz die Bewunderung der Welt und der Nachwelt, Leibnitz, den sein Genie und Verdienst zu einem der ersten Denkmäler in einem Werke berechtigen, das den großen Deutschen heilig ist. So groß sein Ruhm auch schon bey seinem Leben war, so ist es doch zweifelhaft, ob dieser Ruhm ohne den Reitz der Warheit und den Genuß seiner selbst so viel Kräfte würde geweckt, so viel Anstrengung versüßt, zu so viel Arbeit ermuntert, und ein Verdienst würde belohnt haben, dessen Größe sich aus der Allgemeinheit der Achtung desselben selbst ermessen läßt. Dieses Verdienst, von den Fremden geschätzt, nach seinem Tode verehrt, mußte über das gewöhnliche Maß erhaben seyn, wenn es, gleich einem hohen Pharus, über die Gränzen des Vaterlandes und in die entfernten Zeiten der Zukunft leuchten sollte. Die

politische Verfaßung von Deutschland versagte ihm die Erleichterung des Ruhms, womit eine große, unzertrennte Monarchie und die ungeheure Hauptstadt derselben dem Glanze des großen Mannes zu Hülfe kömmt. Leibnitz konnte nicht von den Großen des Reichs in seinem Vaterlande zur Gruft getragen werden, aber er erhielt den Tribut der Achtung nicht bloß von den Ersten seiner kleinen Provinz, er erhielt ihn von den Ersten eines aufgeklärten Welttheils. Bey seinem Leben beeiferten sich die Weisen unter den erleuchteten Nationen um seine Freundschaft; nach seinem Tode priesen sie ihn in ihren Lobschriften; er war der Rathgeber der Könige, das Orakel der Gelehrten aller Staaten; wer ihn nicht aus seinen Schriften kann kennen lernen, den lehren Fontenelle, Kästner, Jaucourt ihn schätzen.

Die Gleichgültigkeit unserer deutschen Zeitgenoßen zu wecken, die auf ihren großen Mitbürger nicht stolz genug scheinen, ist die Bestimmung dieses Denkmals. Sollten ihnen die Früchte seines Scharfsinns und seines Fleißes nicht mehr wichtig seyn, sollten die erhabnen

Warheiten, die ihm ihre Entdeckung, Aufklärung und Berichtigung verdanken, nicht mehr warme und dankbare Verehrer finden? Das wäre ein trauriger Gedanke, der jeden niederschlagen müßte, der den Lohn seiner wohlthätigen Mühe in der Dankbarkeit einer Nachwelt erwartet, die vielleicht nicht fühlt, wie viel sie ihm zu danken hat. Nicht also um einen Mann bey den Eingeweyheten, die seine Schriften täglich zu Rathe ziehen müßen, im Andenken zu erhalten; bloß um den übrigen aufgeklärten Theil der Nation für sein Verdienst zu erwärmen und ihn an das zu erinnern, was Leibnitz für die Erweiterung und Verbesserung der ganzen Masse wichtiger Kenntnisse gethan hat, so wie die Wichtigkeit der erhabnen Warheiten seiner Philosophie in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, nur das wünscht man durch diese schwache Schilderung seiner Größe zu erhalten. Soll also dieses Denkmal seines großen Gegenstandes würdig seyn, so muß es meinen Zeitgenoßen nützlich werden; sie werden ihn nur in dem Maaße verehren, als ihnen die Wissenschaften, die er erweitert hat, ehrwürdig und heilig sind.

Leibnitz erblickte das Licht der Welt zu Leipzig im Jahr 1646. Es war dem Ansehen nach ein sehr günstiger Umstand für ihn, daß er in dem Schooße einer so berühmten hohen Schule und von einem Vater gebohren wurde, der einer ihrer Lehrer war. Dieß schien ihm den Weeg zu einem Glücke zu bahnen, das wohl das Ziel des Ehrgeitzes vieler seines gleichen würde gewesen seyn. Allein dieses Glück würde ihn zu dem kleinen Zirkel verdammt haben, worinn er als Universitätslehrer nur den Anfängern und nur in Einer Wissenschaft hätte nützlich seyn können. Für ihn hatten alle Vorzüge seiner Vaterstadt, ihre Lehrer, ihr Unterricht, ihre gelehrten Hülfsmittel nichts schmeichelhaftes, als daß er alles, was damals in den bekannten Kreis der Wissenschaften gehörte, auf einer so berühmten Schule desto schneller erschöpfen konnte, um mit diesen Schätzen dem übrigen Deutschland und endlich dem ganzen aufgeklärten Europa zuzueilen.

Diese eilfertige Wißbegierde trieb ihn zu den berühmtesten Lehrern, deren Geschicklichkeit in dem Theile, dem man ihn vorzüglich gewied-

met hatte, durch den allgemeinen Beyfall ausgezeichnet war, und zu denen ihn auch der Strom der Zuhörer leiten konnte. Allein seine Ueberlegenheit über die geschicktesten seiner Mitschüler ließ sich schon bald dadurch bemerken, daß er auch die zu nutzen wußte, die der Mangel an Lehrgabe einem jeden gewöhnlichen Zuhörer unnütz machte. Zu diesen gehörte der Professor der Mathematik Kuhnius, ein Name, der nur durch seinen großen Schüler auf die Nachwelt gekommen ist. Leibnitz, den eine Wissenschaft wie die Mathematik an sich gefesselt hatte, so bald er sie hatte kennen lernen, besuchte seine Lehrstunden, überwand den Eckel und die Schwierigkeiten eines unverständlichen Vortrages, und machte seinen Mitschülern durch seine Erläuterungen, das deutlich, was nur ihm in dem Vortrage des Lehrers nicht war dunkel geblieben.

Viel weiter brachte ihn in der Philosophie der Unterricht des Jacob Thomasius, eines Mannes, der uns vielleicht nur als der Vater eines berühmten Sohnes bekannt ist, deßen Gelehrsamkeit, philosophischer Geist und Eifer

für die Wissenschaften aber aus einigen Schriften hervorleuchten, die noch jetzt die Achtung der Kenner verdienen. Seine Bekanntschaft mit den philosophischen Wissenschaften, so weit sie sich auch, ohne darauf eingeschränkt zu seyn, in die Tiefen der dunkeln Scholastik erstreckte, war mit allem Reichthum der alten Gelehrsamkeit, mit der Kenntniß der Sprachen, und der Geschichte, so wie mit einer unermeßlichen Litteratur verbunden. Ein Mann von diesem Geiste mußte einen Jüngling von Leibnitzens Genie, das alles zu umfassen begierig war, gar bald unauflößlich an sich feßeln. Auch war seine Achtung für ihn so tief in sein Herz geprägt, daß sie sich selbst in seinen reifsten Jahren nicht verminderte. Noch als er schon die Bewunderung seiner Zeiten war, legte er ihm das ehrenvolle Zeugniß bey, daß Jacob Thomasius, bey dem schnellen Fortgange, den die Wissenschaften am Ende des siebzehnten Jahrhunderts nahmen, in keinem Theile der Weltweißheit würde zurückgeblieben seyn.

Ein außerordentlicher Fleiß von solchen Talenten unterstützt, berechtigten den Jüngling

frühzeitig zu denjenigen Belohnungen, die man akademische Würden nennt, und die nicht allemal so unverdächtige Zeugniße der Gelehrsamkeit sind, als sie es bey ihm würden gewesen seyn, wenn er sie dazu bedurft hätte. Es konnte in seiner Vaterstadt nicht unbekannt geblieben seyn, mit welchem Eifer und mit welchem Glück er den öffentlichen Unterricht genutzt hatte, wie unermüdet er schon alles, was man damals wissen konnte, hatte erschöpfen wollen, mit welchem unbegreiflichen Anhalten er sogar die ganze nicht geringe Bibliothek seines Vaters verbraucht und ohne weder der Klarheit noch der Ordnung seines Kopfes zu schaden, das Wichtige daraus sich eigen gemacht hatte. Man kann aus dem, was wir durch ihn selbst (*) von den Studien seiner Kindheit wissen, leicht abnehmen, wie weit er es am Ende seiner akademischen Jahre in den Wissenschaften müße gebracht haben. Schon als ein Kind lernte er den Aristoteles, ohne selbst die schweren und abschreckenden Spitzfindigkeiten seiner scholastischen Ausleger zu übergehen. Mit diesen verband

(*) S. Lettre I à M. de Monmort Op. T. V. S. 8.

er das Studium des Plato, Plotins und anderer Alten. Nachdem er die Klassen der niedern Schulen verlassen hatte, ward er auch mit den Neuern bekannt; und nun begann in der Seele des funfzehnjährigen Jünglings der sonderbare Kampf zwischen der alten und neuen Weltweisheit. Auf seinen einsamen Spatziergängen in dem Rosenthal, einem Lustwalde bey Leipzig, war die Berathschlagung, ob er die substanziellen Formen der Schule beybehalten solle, seine gewöhnliche Unterhaltung. Die mechanische Philosophie siegte und trieb ihn in die mathematischen Wissenschaften. Mit einem solchen Kandidaten hätte man die akademischen Würden zu ehren suchen sollen; allein ihm wurde die Würde eines Doktors der Rechte abgeschlagen, und Leipzig verfehlte, wenn es eine Ehre ist, große Männer unter die Seinigen zu rechnen, die Ehre, einem Leibnitz den juristischen Doktorhut aufgesetzt zu haben. Wenn das Gesetz, das ihm entgegen war, dazu das Alter der sächsischen Volljährigkeit erforderte: so würde seine frühzeitige Gelehrsamkeit eine Ausnahme, die nur selten so dringende Gründe nothwendig machen könnten, gewiß gerechtfertigt haben.

Es ist eben so sehr unter der Würde der Geschichte, die unbewiesenen geheimen Ursachen dieser unbegreiflichen Verweigerung anzuführen, als die Warheit derjenigen zu untersuchen, die man gemeiniglich anzugeben pflegt. Und wir würden einen so kleinen Umstand in einem Leben, das an Merkwürdigkeiten so reich ist, gar nicht berührt haben, wenn er ihn nicht in eine Gegend geführt hätte, wo sich eine ganz neue Periode seines Lebens anfängt.

Er mußte eine andere hohe Schule suchen, um die juristische Doktorwürde zu erhalten, die ihm seine Vaterstadt verweigert hatte, und ohne die er, nach der Sitte der damaligen Zeiten, in der gelehrten Welt nicht mit Vortheil auftreten konnte. Er wählte Altorf. Hier erfuhr er, daß in dem benachbarten Nürnberg eine Gesellschaft von Alchymisten sich zu geheimnißvollen Arbeiten vereinigt habe. Es kostete ihm wenig Mühe, als ein Mitglied darinn aufgenommen zu werden. Ein Aufsatz in der dunkeln alchymistischen Sprache, den er ihr überreichte, erregte eine so große Meinung von seinen tiefen Kenntnissen in der Al-

chymie, daß man ihm nicht allein das Sekretariat der Gesellschaft anvertraute, sondern auch die Verfertigung eines Auszuges aus den wichtigsten alchymistischen Schriften auftrug.

Man hat nicht begreifen können, wie ein Mann von Leibnitzens philosophischem Geiste die Gesellschaft von einer Gattung dunkler Geheimnißforscher habe suchen können, von denen man als ausgemacht voraussetzt, daß sie allgemein für Phantasten anerkannt seyen. Man hat sich diese sonderbare Entschließung durch verschiedene unerwiesene Muthmaßungen zu erklären gesucht, man hat endlich bemerken wollen, daß der Umgang mit dieser Gesellschaft einen starken Einfluß auf die Wendung seines Geistes gehabt habe, wovon man noch in seinen spätern Schriften die Spuren zu entdecken geglaubt hat. Allein man wird nicht nöthig haben, verborgene Gründe dieser Begebenheit aufzusuchen, wenn sich so natürliche darbieten, als sich in seinen bekannten Meinungen und Charakter finden. Da Leibnitz nie gewöhnt war, etwas anzunehmen oder zu verwerfen, was er nicht sorgfältig geprüft hatte: so glaubte

er ohne Zweifel bei dieser Gesellschaft eine Gelegenheit zu finden, sich von den wahren oder vorgegebenen Geheimnißen der Alchymisten so zu unterrichten, daß er in Zukunft von ihrem Werth oder Unwerth mit Zuversicht urtheilen könnte. Daß sie ihre Wissenschaft in eine geheimnißvolle Sprache hülleten, war ihm kein Grund sie ungekannt zu verwerfen. Er war lange nachher noch immer der Meynung, daß es nicht allein erlaubt, sondern auch in vielen Fällen sehr rathsam sey, gewiße Kenntniße nur unter dem Schleier einer dunkeln Sprache bey einer Gesellschaft von Weisen fortzupflanzen, und er glaubte, daß dieses insonderheit bey der Kunst die Metalle zu verwandeln nöthig sey. (*)

Auch war die Wirkung, welche diese Gesellschaft auf seine philosophische Denkungsart zurückgelassen hatte, ohne Zweifel keine andere, als welche sie bey einem jeden verständigen Manne würde gewesen seyn. Wenn er in der

(*) S. s. Vorrede zu Marii Nizolii Anti-Barbaro und Misc. Ber. T. I. S. 17.

Folge unter den alchymistischen Zeichen keine andere Geheimniße vermuthete, als die einem nur mäßig geübten Chemiker bekannt sind, ohne daß er es der Mühe werth hält, sie in ein so ungewöhnliches Kleid zu verbergen, (*) wenn ihm Brands Phosphorus und Friedrich Hofmanns Entzündung der aromatischen Oehle mit Salpetersäure wahrhaftig wichtige Entdeckungen schienen, wenn er in der Folge von dem geringen Werthe der Kabbalistischen Philosophie, die gemeiniglich bey der Alchymie zum Grunde liegt, so richtig urtheilte: (**) so muß er von der Gesellschaft zu Nürnberg ohne Zweifel wohl keine wichtigere Entdeckung zurückgebracht haben, als die Gewißheit, wie wenig oft unter ihren Hieroglyphen verhüllt sey. Allein sein Aufenthalt in Nürnberg hatte eine andere Folge, die wegen ihres Einflußes auf seine folgenden Schicksale von der grösten

(*) S. Misc. Ber. T. I, S. 17.

(**) Die Leute (die Kabbalisten) haben keine distinctos conceptus, schleppen sich mit terminis metaphoricis, als lumine spiritu und dergleichen. In einem Briefe an Jablonsky in Kappens Samml. S. 260.

Wichtigkeit ist. Er lernte daselbst den berühmten Herrn von Boyneburg kennen, einen Mann, den seine eigenen gelehrten und politischen Verdienste eben so sehr als seine Verbindungen mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, insonderheit aber seine Freundschaft mit Leibnitz merkwürdig machen. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß der Maynzische Minister den jungen Gelehrten für den Dienst seines Landes zu erobern suchte. Diese Unterhandlung kam bald zu Stande. Es kostete wenig Mühe, einen so gelehrten Fürsten als den Churfürsten von Maynz Johann Philipp für einen Gelehrten, der im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters schon so viel leistete, mit Achtung und Erwartung einzunehmen.

Die kurze Zeit, die Leibnitz auf einen entscheidenden Beruf zu warten hatte, und die er um dem künftigen Orte seiner Bestimmung näher zu seyn, in Frankfurt am Mayn zubrachte, wendete er zur Ausarbeitung eines kleinen Werkes an, das dem Kenner, von der Art, wie er eine jede Wissenschaft, mit der er sich beschäftigte, zu behandeln gewohnt war, den grösten

Begriff machen mußte. Diß war sein Novi Methodus discendi docendique iurisprudentiam, ein Werk, worinn sich seine ungemeine Gelehrsamkeit so wie sein philosophischer Geist in einem hohen Grade zeigte; Seine Gelehrsamkeit, indem er das unermeßliche Feld der Rechtswissenschaft und aller ihrer Hülfsmittel vollkommen zu übersehen schien, und sein philosophischer Geist, indem er in der ungeheuren Maße von großen und kleinen Theilen dieser Wissenschaft Ordnung und Zusammenhang zu entdecken, alles den allgemeinsten Begriffen unterzuordnen, und in jedem Theile seinen Berührungspunkt mit den entferntesten Theilen der menschlichen Kenntnisse anzuzeigen wußte. Diese vortrefliche kurze Encyclopädie empfiehlt sich bereits durch die Ordnung, Präcision und Klarheit, so wie durch die einfache Kunstlosigkeit, die den Prunk einer stolzen Gelehrsamkeit eben so sehr, als das Dunkle einer unnöthigen und unverständlichen Terminologie verschmähet, ein Vorzug, wodurch sich alle seine Schriften von den Schriften seiner Zeitgenossen so vortheilhaft unterscheiden. Zugleich aber enthält sie einige kühne Ideen, die zwar Verirrungen

des

des systematischen Kopfes sind, aber als schwelgende Auswüchse eines kraftvollen Geistes, zur Zeit der Reife herrliche Früchte ankündigten.

Was er in diesem Plane einer vernünftigen Rechtswissenschaft an dem römischen Rechte vermißte, dem versuchte er sogleich selbst abzuhelfen. Der Mangel an Kürze, Zusammenhang und Bestimmtheit der Gesetze, waren seiner Meinung nach, und ohne Zweifel nach der Meinung aller vernünftigen Rechtsgelehrten, die Hauptgebrechen, welche das ungeheure Chaos des römischen Gesetzbuches verunstalten. Um ihnen abzuhelfen, entwarf er einen Plan, der wegen des Umfanges seiner Anlage und der Schwierigkeiten in der Ausführung dem reifsten Rechtsgelehrten kühn, als der Plan eines so jungen Mannes aber, als Leibnitz, ungeheuer scheinen mußte, wenn nicht die Größe seiner Kräfte und selbst ein Alter, das noch ein ganzes Leben vor sich hatte, ein so gewagtes Unternehmen entschuldigen könnte. Vermittelst kurzer Anfangsgründe zeichnete er einen allgemeinen Grundriß des ganzen Gebäudes,

in dessen Fugen er die Gesetze in einer Sprache, die ihrer würdig ist, einschaltete, um dann die Stellen des römischen Rechtes an dem Orte, den einer jeden das System bestimmt, einzuschalten. Er war bereits in der Ausarbeitung dieses Werks ziemlich weit gekommen, als ihn andere Geschäfte davon abriefen. Es läßt sich von diesem Unternehmen nichts rühmlicheres sagen, als daß viele große Rechtsgelehrten seine Vortreflichkeit erkannt, daß sie seinen Versuch nur zu sehen gewünscht, denn er hat sich jetzt unsichtbar gemacht, daß aber keiner es auszuführen versucht hat.

Eben der philosophische Geist durchwebte zwey kleine Werke, deren Gegenstand ihm erlaubte, einen höhern Flug zu nehmen. Das Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo Rege Polonorum, und de Iure Suprematus ac Legatorum Principum Germaniæ, zwey Schriften, die schon wegen ihrer wichtigen Veranlassung die Aufmerksamkeit von ganz Europa bereit fanden, und worinn er die zweifelhaftesten Fragen des Staats- und Völkerrechts in ein Licht setzte, das sie selbst von einem Grotius

und Pufendorf noch nicht erhalten hatten, gaben seinem Ruhm einen Zuwachs, den wir auch zu unsern Zeiten noch als verdient ansehen. Philosophie, Rechtswissenschaft, Geschichte und Anmuth der Schreibart vereinigen sich, das leztere noch jetzt als klassisch in der Lehre von dem Oberherrlichkeit- und Gesandschaftsrechte auszuzeichnen. Wie frey und ungeleitet er in diesen Untersuchungen die lichtvollen Grundsätze einer so neuen Wissenschaft, als damals das Völkerrecht noch war, in sich selbst aufgesucht, und zur Beurtheilung der schwersten Fragen anwandte, beweißt selbst die kühne Art, womit er seine verehrtesten Vorgänger zu behandeln sich erlaubte. Es war noch dem Genius seiner Zeiten gemäß, daß die grösten Gelehrten nur die belesensten waren, und daß die natürlichsten Grundsätze, die man ungesucht aus der Natur der Sache und aus den Beobachtungen des gemeinen Lebens schöpfen konnte, aus den entfernten Quellen der griechischen und römischen Litteratur musten hergeführt werden. Daß Leibnitz mit allen diesen Quellen bekannt, zu einer Zeit, wo er die allgemeine Meynung gegen sich hatte, dieser Art

von Schriften mit einer Verachtung begegnen konnte, der man noch gar nicht gewohnt war, das ist gewiß befremdend, allein die Art, wie er es that, verdient genauer bekannt zu werden, weil es seinen gelehrten Charakter und die Art der Revolution, die er in Deutschland bewirkt hat, am deutlichsten darstellt. „Es „ist die Schuld der Gelehrten, sagt er, daß „wir aus den Büchern, welche die mittelmäs„sigsten Schriftsteller in der Landessprache „schreiben, mehr Nutzen schöpfen, als aus „den gelehrtesten Untersuchungen. Man kann „aus den Zeitungen eines einzigen Jahrzehend „mehr lernen, als aus hundert klassischen Au„toren.„ Diese heroische Uebertreibung war zu einer Zeit vielleicht nöthig, wo das Uebel so groß war, daß die bescheidene Wahrheit sich schwerlich würde Gehör verschaft haben.

Durch die bisherigen Arbeiten würde sich Leibnitz schon den Ruhm eines der ersten Rechtsgelehrten erworben haben, einen Ruhm, womit sich viele begnügt hätten, der aber auf einen zu engen Kreis eingeschränkt ist, als daß ein so viel umfassender Geist, als der seinige,

damit hätte zufrieden seyn können. So groß und wohlverdient der Seinige auch war, so haben doch seine Verdienste um andere allgemeinere Theile der Gelehrsamkeit durch ihre Größe die Aufmerksamkeit der Welt so sehr auf sich gezogen, daß man das, was ihm die Rechtswissenschaft zu danken hat, beinahe zu vergessen scheint. So verdunkelt der große Mann den ersten schwächern Schein seiner rühmlichen Laufbahn selbst, durch den Glanz des Ruhms, wozu ihn größere Thaten in seiner glorreichsten Höhe erheben; gleich der Sonne, welche, indem sie dem Zenith ihrer Glorie an der Höhe des Himmels entgegensteigt, ihren ersten Schimmer in der Morgenröthe am Rande des Horizonts durch ihre eigenen Strahlen auslöscht.

Eben so ist es seinen ersten Schritten auf dem Felde der Philosophie ergangen. Die Bewunderung der Welt ist auf die großen Aussichten, womit seine kühnsten Entdeckungen, in der vollen Reife seines Genies, das Reich der Weltweisheit erweitert haben, so fest geheftet, daß nur der sorgfältigere Forscher seiner Schrif-

ten seinen frühern Verdiensten um dieselbe kann Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es gehört zu der Absicht dieses Denkmals, auch die ersten unmerklichen Schritte auszuzeichnen, wodurch Leibnitz die große Verbesserung bewirkte, welche ihm die Weltweisheit in Deutschland zu danken hat. Und wem wird es unangenehm seyn, auch bey diesen frühesten Spuren seiner Größe zu verweilen? Welch anziehendes Schauspiel ist nicht die stufenweise Entwickelung eines so großen Genies, neben der allmähligen Verbreitung des Lichtes in einer so wichtigen Wissenschaft und über den so weiten Horizont eines aufgeklärten Welttheils!

Sein erstes wichtiges Werk, womit er sich als einen Schöpfer in den philosophischen Wissenschaften ankündigte, war zwar nur das Werk eines andern Verbesserers; aber ein Werk, dessen Bekanntmachung so nützlich und den Bedürfnissen der Zeit so angemessen war, das mit einer so lichtvollen Vorrede und so scharfsinnigen Berichtigungen auf die Verbesserung des speculativen Theils der Philosophie drang, daß man schon darinn vorher sehen konnte, was auch

dieser Theil seinem philosophischen Geiste dereinst werde zu verdanken haben.

Die Philosophie war lange Zeit allein in den Händen der scholastischen Philosophen gewesen, und in ihren Händen so verunstaltet und unbrauchbar geworden, daß die Wiederherstellung der Wissenschaften eine gänzliche Verbesserung der Philosophie immer lauter foderte. Mit der Naturlehre hatte man bereits den glücklichsten Anfang gemacht; Bako, Galiläi, Keppler, Gassendi, Deskartes, und andere hatten theils die Geseze ihrer Methode vorgezeichnet, theils sie mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert. Die übrigen Theile der Weltweisheit, insonderheit derjenige, der in den Schulen unter dem Namen der ersten Philosophie berüchtigt war, hatten sie indeß theils vernachläßigt, theils mit gänzlicher Verachtung, als unbrauchbar, aus ihren Lehrgebäuden ganz verbannt. Leibnitz war der erste, der, anstatt sie geradehin zu verwerfen, welches allerdings bey weitem das leichteste und bequemste ist, eine Verbesserung der Metaphysik versuchte, wodurch sie die Achtung wieder

erhalten könnte, die sie durch ihre Verunstaltung mit Recht verlohren hatte. Die scholastischen Philosophen hatten durch unnöthige und ungereimte Abstraktionen und die daraus natürlich folgende Dunkelheit und Barbarey der Schreibart ihre Schriften jedem Mann von Geschmack eckelhaft, und jedem Mann von gesundem Verstande unzugänglich gemacht. Diese Fehler hatten bereits bey der Wiederherstellung der Wissenschaften nicht allein die Asceten, sondern auch die Gelehrten, die in den Werken des Cicero, Epiktet, Simplicius, Plato, und selbst des Aristoteles die Muster einer hellern und keuschern Philosophie hatten kennen gelernt, gegen ihre falsche, dunkle, todte, und barbarische Weisheit aufgebracht. Unter diesen Feinden der scholastischen Barbarey that sich am meisten Marius Nizolius, ein eifriger Verehrer des Cicero, in seinem philosophischen Antibarbarus hervor. Allein die Zeiten waren noch nicht gekommen, wo die Verbesserung, worauf er drang, hätte gründlich und daurend seyn können. Die Schulen, die von ihren Mauren aus den Ton in der Philosophie angaben, und die in ihren theologischen Gefech-

ten außer dem undurchdringlichen Dunkel einer unverständlichen aber geheiligten Schulsprache nicht siegen zu können glaubten, erhielten die scholastische Terminologie, worinn sie ihre Subtilitäten hülleten, noch immer auf dem Throne. Aus diesen Kerkern mußte die Weltweisheit erst an das Tageslicht der Erfahrung und des gesunden Verstandes geführt werden, sie mußte erst Verehrer von allen Arten erhalten, in allen Sprachen vorgetragen werden, ehe man es zu glauben wagte, daß sie verständlich reden könne.

Diese Zeit schien gekommen zu seyn. Die Schriften eines Bako, Galiläi, Deskartes hatten den Liebhaber der Weltweisheit an eine verständliche Sprache gewöhnt. Man hatte gefühlt, daß die Verständlichkeit müsse allgemein werden, sobald man überall, wie in der Naturlehre, nur Worte gebrauchen wollte, deren Begriffe dem Anschauen der Sinne so nahe lägen als möglich, Worte, die aus der Sprache des gemeinen Lebens hergenommen, und nicht, wie die Quidditäten und Entitäten, die begrifflosen Töne eines geheimnißvollen

Zauberbuchs wären. In diesem sichtbaren und gefälligen Kleide suchte Leibnitz die Metaphysik in dem himmlischen Kreise der philosophischen Musen zu erhalten, und mit dieser Bemühung fieng er seine philosophische Laufbahn an. Man kann ihm nicht Schuld geben, daß er etwas verachtet habe, was er nicht kannte; denn er hatte in seiner ersten Jugend von seiner Bekanntschaft mit den scholastischen Subtilitäten, Proben (*) gegeben, die wir jetzt mehr mit Erstaunen als Wohlgefallen ansehen. Sein eigenes Beispiel setzte die Möglichkeit einer verständlichen Philosophie noch mehr ins Licht. Der Augenschein lehrt, wie seine philosophische Schreibart immer mehr an Licht, Leben, Wärme, Intereße und Anmuth selbst in denen unter seinen Schriften gewann, die die meisten Zeichen von seiner ungeheuren Belesenheit in den verachtetsten Büchern und von seiner Bekanntschaft mit den vergessensten Spitzfindigkeiten an der Stirn tragen.

(*) Er hatte unter Jac. Thomasius Vorsitze eine Disputation gehalten de principio individui, einer Materie, die zu den ungereimteßten Subtilitäten der Thomisten gehört.

Diese Verbesserung der philosophischen Sprache, womit Leibnitz seine Laufbahn betrat, hatte in der Folge auf sein Lehrgebäude einen wichtigen Einfluß. Indem er einen Theil der Weltweisheit, der von den Neuern wegen seiner Unverständlichkeit war verworfen worden, in einer bessern und verständlichern Gestalt wieder aufnahm, so erhielt sein philosophisches Lehrgebäude eine Vollständigkeit, wodurch es sich von der mechanischen und eine Vollständigkeit, wodurch es sich von der scholastischen Philosophie auf das vortheilhafteste unterschied.

Die scholastische Philosophie enthielt, wie er sich ausdrukte, unter ihrem barbarischen Unrath eine Menge kostbarer Goldkörner. Sie war auf die Philosophie des Aristoteles gebauet, sie hatte verschiedene Theile derselben glücklich erweitert und entwickelt. Allein ihre Sprache war durch unnöthige, und barbarische Kunstwörter unverständlich geworden; ihre Erklärungen waren unbrauchbar, weil sie entweder aus tropischen Ausdrücken, oder aus andern Kunstwörtern zusammengesetzt waren, die eben so dunkel sind, als dasjenige, das sie erklären sollten. Um diesem Uebel abzuhelfen,

gab er deutliche und bestimmte Regeln sowohl für den vernünftigen Gebrauch der Kunstsprache, als auch für die Einrichtung verständlicher Erklärungen an. Die erstern erlaubte er nur, wenn Begriffe zu benennen waren, deren Unterschied wichtig ist, und die doch in der Sprache des gemeinen Lebens keine eigene Namen haben, und also nur durch Umschreibungen bezeichnet werden können, welche den wissenschaftlichen Vortrag zu weitläuftig machen, und eben dadurch seine Verständlichkeit vermindern. In den Erklärungen verlangte er lauter eigentliche und verständliche Ausdrücke des gemeinen Lebens; und indem er durch die Beobachtung dieser Regeln die erste Philosophie von allen falschen und dunkeln Spitzfindigkeiten gereinigt zu haben glaubte: so hofte er ihr bey den unpartheyischen die Achtung wieder zu verschaffen, die sie durch den schlechten Vortrag ihrer bisherigen Bewunderer mit Recht verlohren hatte.

Leibnitz war also gar nicht geneigt, die erste Philosophie zu verbannen; er glaubte, daß sie könne verbessert und in dieser verbesser=

ten Gestalt beybehalten werden. Aus diesen Gesinnungen konnte man urtheilen, daß seine Philosophie dereinst sich eben so sehr von der alten als von der neuen unterscheiden würde.

Ich habe, um die Uebersicht seiner Verdienste um die Weltweisheit durch eine systematische Darstellung zu erleichtern, die Schilderung seines philosophischen Charakters mit seinen Bemühungen um die Verbesserung der philosophischen Diktion den Anfang gemacht, ungeachtet das Werk, mit dem er sich dieses Verdienst zu erwerben gesucht, in eine etwas spätere Zeit, nähmlich ins Jahr 1674 fällt. Einige Jahre vorher (1671) hatte er schon an dem Gebäude der Weltweisheit selbst, zu arbeiten angefangen. Zwey kleine Hefte, die Theoria Motus abstracti, und die Hypothesis physica nova' wovon er die eine an die Londonische Societät der Wissenschaften, und die andere an die Akademie zu Paris übersandte, begannen nun den eigentlichen Bau seines philosophischen Systems, und zwar gerade mit dem schwersten Theile desselben, mit der Erklärung der Eigenschaften der Körper,

Das erstere, welches die Natur der Körper, so wie die innern Ursachen ihrer Erscheinungen unentschieden ließ, und sich bloß auf die Theorie der äußern Ursachen der Bewegung und ihrer Abänderung durch Geschwindigkeit und Richtung einschränkte, enthielt weniger problematische Wahrheiten, da diese ganze Theorie der Erfahrung näher liegt, und auf mathematische Lehrsätze gegründet werden kann. Weit mehr Schwierigkeiten war seine neue physische Hypothese unterworfen; denn sie betraf die inneren unsichtbaren Triebfedern der Natur, die nur mit den Augen des Verstandes konnten entdeckt werden und also weiter in die Tiefen der Metaphysik führen mußten. Da wir uns an dem Eingange in sein philosophisches Lehrgebäude befinden, dessen allmählige Entwickelung kein uninteressantes Schauspiel seyn kann, so müssen wir erst den Standpunkt, von dem er seinen Flug nahm, genauer ins Auge zu nehmen suchen, um desto besser die Höhe zu messen, zu der sich sein kühner Scharfsinn emporschwang.

Seitdem man über die Natur zu philosophi-

ren angefangen, hat man die letzten Gründe der bemerkbaren Eigenschaften und Veränderungen der sichtbaren Körper, immer in etwas unsichtbarem suchen zu müssen geglaubt. Dieses Unsichtbare hielten einige zugleich für etwas unkörperliches, andere aber für etwas körperliches, doch so feines, daß es durch seine Feinheit allen Beobachtungen der Sinne entgeht. Diese beyden Hauptäste der Philosophie der Körper hatten sich wieder in sehr viele Nebenäste abgetheilt, die natürlicher Weise durch die mannigfaltigen nähern Bestimmungen entsprangen, welche die verschiedenen Fragen, die bey der Hauptfrage noch vorkamen, veranlaßten. Bey den gemischten Körpern gieng man bis auf gewisse ungemischte Körper zurück, bey deren gleichartigen, aber noch immer körperlichen Theilen man stehen blieb. Diese waren bey den Alten die vier bekannten Elemente, mit denen man sich so lange begnügte, bis die Scheidekunst, die an den Körpern gewisse chymische Eigenschaften entdeckte, die sich aus den bekannten Kräften der alten Elemente nicht erklären ließen, diese alten verwarf, und ihre neuen an die Stelle der Verworfenen setzte.

Alle diese physischen Erklärungen befriedigten einen Philosophen, wie Leibnitz, nicht. Es blieben noch viele Fragen zurück, deren Beantwortung immer desto dringender wurde, jemehr sich die Mechanik erweiterte und in den Bewegungen der sichtbaren Körper beständige Gesetze, Ordnung, Maaß und Regelmäßigkeit entdeckte. Wie läßt sich nach diesen Gesetzen das mechanisch erklären, was die Natur in demjenigen wirkt, was seiner Subtilität wegen, so wie in dem, was seiner Größe und Entfernung wegen der Beobachtung des Menchen unzugänglich ist? Die Mittheilung der Bewegung, so weit sie sichtbar ist, geschieht vermittelst des Anstoßes elastischer Körper. Um also die Frage nach dieser Analogie zu beantworten, durfte man nur eine unsichtbare höchstelastische Materie annehmen, die sowohl die großen Weltkörper, als die gemischten Massen in Bewegung setzen, und für diese unsichtbare feine höchstelastische Materie hielt Leibnitz den Aether.

Seine Reisen nach Frankreich, Engelland und Holland, die in diesen Zeitpunkt fallen, nebst seinen mathematischen Entdeckungen, die

seine

seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigten, unterbrachen eine Zeitlang den Faden seines philosophischen Systems, und er blieb ziemlich lange bey einem Schritte desselben stehen, der nur in der damaligen Lage der Weltweisheit einige Achtung verdienen konnte. Wenn dieser Anfang noch mangelhaft ist, so war er selbst es, und Er allein, der seine Mängel bemerkte, und ihnen abhalf. Mit der Offenherzigkeit und Gleichgültigkeit, womit nur ein Mann, der sich seiner Kräfte bewußt ist, über seine eigenen Geisteswerke urtheilen darf, bemerkte er die schwachen Seiten seiner jugendlichen Versuche, die man wegen des gedrungenen und gedankenvollen Vortrags, der Mannigfaltigkeit der Sachen und des tiefsinnigen Zurückführens des Besondersten auf die allgemeinsten Gesetze, gar wohl für die vollendete Arbeit eines Veteranen halten konnte. „Sie können schrieb er an Feucher (*) „ etwas gutes enthalten, weil Sie und einige „ andere es glauben. Allein es gibt darinn „ auch einige Stellen, über die ich jetzt besser „ unterrichtet zu seyn glaube; unter andern er-

(*) Op. T. II, S. 242.

„ kläre ich mich nunmehr ganz anders über das „ Untheilbare. Es war der Versuch eines jun„ gen Menschen, der noch nicht tief in die „ Mathematik eingedrungen war. „

Die bessern Einsichten, die er über das Untheilbare erlangt hatte, als er dieses schrieb, drangen tiefer in die Quellen der körperlichen Erscheinungen ein, als seine ersten Versuche hatten thun können. So wie sich aber seine kühne Philosophie immer weiter in die Regionen des Unsinnlichen vertieften, so ward sie auch immer mehr durch ihre Paradoxie für diejenigen abschreckend, die sich nicht gleicher Anstrengung der Speculation fähig fühlten. Bis dahin war er nicht über die Begriffe der Ausdehnung, Figur und Bewegung hinausgegangen. Seine erste Theorie blieb noch immer in dem Gesichtskreise der gewöhnlichen Philosophie. Denn sie blieb bey dem Sinnlichen stehen, entfernte sich in nichts von der gewöhnlichen Methode der Korpuscularphilosophie, und bediente sich zu ihrem Triebwerke einer ätherischen Materie, der man schon an der Kartesianischen Schele gewohnt war, und

die wenigstens der Einbildungskraft etwas gab, woran sie sich halten konnte. Freylich stellte er schon Grundsätze auf, die durch ihre Neuheit und Kühnheit auffielen, — daß kein Zusammenhängen ohne Bewegung sey, daß also in den festen Körpern, in der Erde, der Sonne stete Bewegung seyn müsse, weil sie zusammenhiengen, — Grundsätze, wodurch er sich nicht allein über die Gränzen der Kartesianischen Philosophie empor schwang, sondern auch den Gegenden des Unsinnlichen immer mehr zu nähern begann, und deren Kühnheit noch größere Kühnheit verkündigte.

Allein das größte Erstaunen erregte Leibnitz erst zwanzig Jahre nachher durch seine metaphysischen Theorien, die dem Tiefsinne keinen weitern Schritt mehr übrig ließen. Es ist leicht, diesen erhabenen Theorien Einwürfe entgegen zu setzen, und darinn eine Evidenz zu vermissen, die man ohne Ungerechtigkeit in den Tiefen des Unermeßlichen nicht verlangen kann, wo der Forscher nur auf den Schwingen des reinen Verstandes kann getragen werden; es ist noch leichter, Spekulationen zu

verspotten, die bey den angenehmen Zauberlichtern des Witzes den Ungeweyheten so leicht in einer ungereimten Gestalt erscheinen; allein so befremdend und in seine eigene Unkörperlichkeit gehüllt ein so geistiges Lehrgebäude, auch scheinen mag, so sehr muß doch auch der gerechte und einsichtsvolle Feind desselben seine Größe und kunstvolle Verknüpfung erkennen und das erhabene Genie des Mannes bewundern, der es in diesen vor ihm unbefahrnen Tiefen aufzuführen und seine Verbindung mit der sichtbaren Welt anzudeuten gewagt hat.

Leibnitz hatte seine philosophischen Untersuchungen lange unterbrechen müssen, allein er hatte sich während dieser Unterbrechung zu neuen Entdeckungen gestärkt. Im Jahre 1671 hatte er in den Geschäften des Freyherrn von Boyneburg eine Reise nach Paris gethan, und sein Aufenthalt in dieser geistreichen Hauptstadt, welcher einige Jahre daurete, macht gewissermaaßen in der Entwickelung seines Geistes eine ganz neue Epoche. Die Wissenschaften hatten seit der Regierung Ludwigs des vierzehnten in Frankreich einen Trieb er-

halten, mit dem sie in kurzer Zeit in einen glorreichen Baum empor zu schießen versprachen. Die Eitelkeit, welche diesen eben so übertrieben bewunderten, als übertrieben getadelten Monarchen jede Art des Ruhms zu suchen antrieb, berechtigt den Freund der Wissenschaften nicht, gegen das, was er wirklich für ihre Beförderung gethan hat, undankbar zu seyn. Die Pracht, die er um seinen Thron verbreitete, weckte die Künste des Friedens, so wie die Kriege, welche ihn seine Eroberungssucht führen hieß, die Künste des Krieges und die mit beyden verwandten Wissenschaften. Die prächtigsten Werke der Baukunst, so wie die schwersten Werke der Mechanik und Hydraulik entstanden auf seinen Wink, und beyde bedurften des Beystandes einer durch neue Methoden erhöheten Geometrie, so wie einer durch Versuche und Beobachtung erweiterten Kenntniß der Naturkräfte. Der Glanz seines Hofes, dessen Feste mit dem Gepränge der Rittergalanterie die geistreichen Zeitvertreibe des geschmackvollen Griechenlandes verbinden sollten, brachte Meisterstücke des Witzes hervor, wodurch die Landessprache verbes-

sert, so wie der gute Geschmack und vortrefliche Kenntnisse allgemeiner wurden. Die Wissenschaften wurden aus ihren alten scholastischen und klassischen Kerkern hervorgezogen, und, wenn auch weniger gründlich, doch in ihrem neuen Kleide gefälliger dargestellt, um eine allgemeine günstige Aufnahme zu erhalten und eine Klasse von Menschen zu beschäftigen, denen ihre Schätze bis dahin waren verschlossen gewesen.

Leibnitz langte gerade in Paris an, als diese glückliche Revolution in ihrer vollkommensten Reife war. Eine Menge der geistreichsten Schriftsteller und der größten Gelehrten, deren Namen noch das stolze Jahrhundert Ludwigs des vierzehnten zieren, fanden sich in dem engen Bezirke der Hauptstadt zusammen, um das Licht, das sich durch gegenseitige Mittheilung verstärkte, auf alle Stände um sich her auszubreiten. Die neue Kartesianische Philosophie, die in einer verständlichen Sprache redete, hatte ein allgemeines Interesse erregt, und alle Stände und Geschlechter, welche Stunden der Muße auszufüllen hat-

ten, wollten darinn unterrichtet seyn. Sylvan Regis mußte den Damen und Wilhelm Carré sogar den Nonnen darinn Vorlesungen halten. Diese Zeit der öffentlichen Begeisterung ist die Zeit beschleunigter Erfindungen. Glückliche Zeit, worinn jede Kenntniß, die den Geist veredelt, das Herz erhebt, und jede Kraft der Seele entwickelt, eine Aufnahme findet, die den Forscher belohnt, und ein Interesse erregt, das, indem es ihn aufmuntert, seine Anstrengung erleichtert; glückliche Zeit! worinn von dem Gemeinnützigen noch nicht die Bemühung ausgeschlossen ist, welche zunächst nur den Geist zu vergnügen verspricht. Etwas anders ist freylich in dem frugalen Sparta gemeinnützig, etwas anders in dem geistreichen, nach Unterhaltung des Verstandes schmachtenden Athen. Aber glückliche Zeit, wo kein Werk des Geschmacks, keine Art der Untersuchung in den Wissenschaften mit Gleichgültigkeit aufgenommen wird. Und in dieser Zeit erhielt Leibnitzens Geist von allen Seiten her seinen Anstoß, um sich nach jeder Richtung auszudehnen, und die Lichtströme aufzufassen, die von allen Seiten um ihn herflossen.

Am meisten hatte er dem berühmten Huygens zu verdanken, der eben damals an seinem Werke de horologio oscillatorio arbeitete, und sich eben so sehr um die Erweiterung der höhern Geometrie als der Mechanik verdient machte. Unter einer so guten Anleitung ging er bald über die Geometrie des Deskartes hinaus, und bereitete sich zu den neuen Methoden, die ihm dereinst ihre Entdeckung verdanken sollten. Seine mathematischen Untersuchungen, die einen gewöhnlichen Geist schon allein beschäftigt hätten, erschöpften indeß seine Aufmerksamkeit nicht ganz. Da er gewohnt war, alle Kenntnisse, die er erwarb, sogleich in ihrer größten Verbindung mit allen übrigen zu nutzen, und die Kartesianische Philosophie eben alles in Bewegung gesetzt hatte: so war die warme Theilnehmung an den herrschenden Untersuchungen der Schüler des großen französischen Weltweisen bey einem so thätigen Geiste eben so natürlich, als das Bestreben, die Grundsätze derselben einer durch so viele Kenntnisse verstärkten Prüfung zu unterwerfen.

So wie in diesen Zeitraum die völlige Reife

seiner mathematischen Entdeckung zu fallen scheint, so scheint sich auch unter eben diesen Umständen sein philosophisches System, wenigstens in seinen kräftigsten Grundzügen gebildet zu haben, dessen völlige Ausbildung und Mittheilung ihm erst geraume Zeit nachher, eine längere Ruhe von mühsamen Reisen und gelehrten Zerstreuungen erlaubt hat.

Die mechanische Philosophie, die damals, nur unter verschiedener Gestalt, außer den Theologischen Schulen die herrschende war, hatte, durch ihre Verständlichkeit in den physischen Erklärungen der Naturerscheinungen der Körperwelt einen Geist, wie Leibnitz, der nach Licht strebte, und jedem neuen Strale desselben offen stand, leicht gewonnen. Er hatte selbst damit in seinen beyden ersten Versuchen über die Bewegung, neue Aussichten zu öfnen gesucht. Allein er war zu sehr gewohnt, alle Unternehmungen bis an ihre äußersten Gränzen zu treiben, ohne weder die Schwierigkeiten des Weges oder das Ungewöhnliche und Schwere der Aussichten zu scheuen. Er bemerkte bald, daß man weder bey den Atomen der Gassendisten noch

bey der Ausdehnung und der ersten Materie des Deskartes könne stehen bleiben. Die Erstern konnten seine Untersuchung nicht begränzen, weil sie noch Theile haben, und die letztere konnte ihn nicht befriedigen, weil sich außerdem auch nicht einmal alle Wirkungen der Körper aus ihr begreifen lassen. Ueber diese Bilder der Sinne hinausgehen, hieß das Land der Ideen betreten, ein Land, das unbekannter ist, als die Sinnenwelt, weil es weniger besucht wird, und unsicherer scheint, weil es nicht von dem gewöhnten Lichte der Sinne erleuchtet wird. Doch er konnte hoffen, da der Forschungsgeist einmal bis an seine Gränzen geführt war, da die Kartesianische Philosophie bereits einige Schritte darinn gethan hatte, daß der durch die Wunder der neuen geometrischen Methoden zu der Betrachtung des Unendlichkleinen gestärkte Geist, sich allgemach daran gewöhnen, und durch das hohe Gefühl so erhabener Aussichten in eine neue Art der Unermeßlichkeit, mit Vergnügen darinn verweilen werde. Das Weltall unermeßlich den Sinnen, noch unermeßlicher dem Verstande! Welcher Abglanz der Macht, der Weisheit und

der Güte des Unendlichen, der es geschaffen hat.

Daß die Materie nichts als eine Menge von Theilen ins Unendliche sey, das ist eine Warheit, von der man sich leicht überzeugen kann. So wie man also bey der vollständigen Zergliederung des Vielen bis auf die Einheit zurück gehen muß: so läßt sich der letzte Grund der Materie nur in dem Einfachen finden; und nur dieses Einfache und Unkörperliche würde das wahre Substantielle in der Natur seyn. Allein seitdem man einmal angefangen hatte, mit den Atomen oder einer feinen Materie die Natur auf eine Art mechanisch zu erklären, die jedermann und anfangs selbst Leibnitzen für die atomistische Philosophie einnahm, seitdem hatte es keiner gewagt, bis auf diese wahre Einheiten der Natur zurückzugehen. Leibnitz wagte es, und gieng über die engen Gränzen der atomistischen und Kartesianischen Philosophie hinaus. Deskartes blieb in der Erklärung der Erscheinungen der Körper bey der Ausdehnung stehen. Das ist eine der schwächsten Seiten seines Lehrgebäudes. Die Thätigkeit der Kör=

per erfordert Kräfte, und das Zusammengesetzte, welches nur ausgedehnt seyn kann, einfache Kräfte. Die Einheiten der Natur, auf die Leibnitz zurück gieng, diese wahren Substanzen, konnten also auch nur die eigentlichen Kräfte in der Natur seyn. Diesen Einheiten konnten nun allerdings die Eigenschaften nicht zukommen, die die Sinne an den Körpern wahrnehmen; sie konnten keine Ausdehnung, Figur, Farbe, haben, man konnte sich also nichts von ihnen denken, wenn man bloß bey den Bildern der äußern Sinne stehen blieb. Allein es gibt Eigenschaften des wirklichen, die wir durch den innern Sinn, und nur durch diesen allein kennen lernen, und diese sind Vorstellen und Begehren. Wenn einmal jede ursprüngliche Kraft nicht anders als einfach seyn kann, so fand sich hier zwischen der einfachen menschlichen Seele und den übrigen Einheiten der Natur eine Aehnlichkeit, wodurch man die Begriffe von den Eigenschaften der Einen aus der Andern hernehmen konnte. Nur wie sollte man sich denken, daß die Einheiten der todten empfindungslosen Materie etwas mit dem lebendigen empfindenden Wesen ge-

mein habe, wovon uns alle Erfahrungen der äußern Sinne nichts sagen. Diese Schwierigkeit mußte den meisten unübersteiglich scheinen, dem Gegner Stoff zu unüberwindlichen Einwürfen, und, was noch schlimmer ist, dem vorwitzigen Spötter die Waffen des lächerlichen in die Hand geben. Leibnitz fürchtete das alles nicht. Er hatte bereits in einem Aufsatze de cognitione, veritate et Ideis in den Leipziger gelehrten Jahrbüchern von 1684, worin er den Unterschied der Vorstellungen in Ansehung des Bewußtseyns auseinander gesetzt hatte, den Weg zur Hebung der Schwierigkeit gebahnt. Wenn die Veränderungen der einfachen Kräfte Vorstellungen sind; so sind es nur dunkle Vorstellungen, Vorstellungen ohne Bewußtseyn, und dadurch schienen ihm die vorstellenden Kräfte der todten Materie von den vorstellenden Kräften, die den thierischen Körper beseelen, hinreichend unterschieden.

Er trieb diese Aehnlichkeit aller Einheiten der Natur noch weiter, indem er sie in Ansehung des Grades der Dunkelheit ihrer Vorstellungen verschieden dachte, und den höhern

unter ihnen eine Art von Herrschaft über die geringern beylegte, die eine Analogie mit der Herrschaft der Seele über ihren Körper hat. Nach dieser Analogie sah er nun den Haufen, der der herrschenden Einheit am nächsten ist, für etwas an, das einem organischen Körper ähnlich ist. Ein erhabner Gedanke! der zu dem noch erhabnern führte, daß also die Materie müsse ins Unendliche organisirt und belebt seyn.

Indem er sich über das Vorstellen in den Natureinheiten noch bestimmter erklärte, benahm er dieser Idee noch mehr von dem Scheine der Ungereimtheit, den sie auf den ersten Anblick nothwendig haben muß. Wenn eine Sache dasjenige vorstellt, was man aus ihr erkennen kann, wenn der Spiegel die Gegenstände, eine Formel die Zahlenreihe ausdrückt, oder vorstellt, die sich daraus erkennen lassen, wenn endlich das Thermometer den Grad der Wärme vorstellt, weil man ihn aus seiner Höhe oder Tiefe erkennen kann: so stellen die Einheiten der Natur die Welt vor, weil sie mit allen ihren Theilen und Verän-

derungen verknüpft sind, und der unendliche Verstand kann aus jedem Zustande einer Natureinheit, alle gegenwärtigen und zukünftigen Zustände aller Natureinheiten erkennen, eine jede stellt also das ganze Weltall sich aus ihrem Gesichtspunkte vor.

Hier entwickelt sich dem Auge des Verstandes die große unendliche metaphysische Kette der geschaffenen Wesen, deren Glieder, wegen der unendlichen Theilbarkeit des Raums und der Zeit unendlich klein und unendlich an Menge sind. Wohin also das Auge schauet, da trift es auf die Unendlichkeit.

Diese stätige Kette der Dinge, die im Unendlichkleinen sowohl neben einander als in ihrer Folge verknüpft sind, läßt nun allerdings keinen Sprung in der Natur zu, und schließt eben dadurch auch alles Leere aus. Von dieser Seite stießen die metaphysischen Speculationen des deutschen Philosophen auf einen andern Theil der Philosophie des Gassendi, einer Philosophie, die schon wegen ihrer mechanischen Erklärungen bey den Feinden der alten Philoso-

phie Freunde fand. Allein so nachgebend Leibnitz war, wenn er sich in dem bloßen Kreise der Naturlehre befand, so wenig fanden die unphilosophischen Erdichtungen derselben Gnade, sobald er sich in die metaphisischen Reviere des Unsinnlichen erhob. Aus diesen Verstandesgegenden mußte alles Leere, mußten alle materiellen Atomen verbannt seyn.

Wer bisher dem Weltweisen in diesen erhabenen Speculationen mit dem Vergnügen der Bewunderung gefolgt ist, und die Orakel der ewigen Vernunft mit dem stillen Staunen der Betrachtung gehört hat, der scheint aus einem angenehmen Traume zu erwachen, wenn er seine Seele den Eindrücken der Sinne wieder zu öfnen beginnt. Die einfachen unkörperlichen Kräfte verschwinden, er sieht sich mit Körpern umgeben, in denen er mit seinen Sinnen vergebens das Unsichtbare sucht, das, gleich den Ideen des Plato, das einzige wahrhaftig wirkliche seyn soll. Wenn Leibnitz den Zweifeln, welche die Ungleichartigkeit des Sinnlichen mit dem Unsinnlichen auch dem willigsten

Forscher

Forscher nach Warheit aufdringt, nicht hätte Genüge leisten können: so hätte er sein System aufgeben müssen.

Allein die Beantwortung dieser Zweifel ist schon in seiner Klassifikation der Erkenntniß hinreichend vorbereitet. Wenn eine Menge von Vorstellungen, darinn wir das Mannigfaltige, das sie enthalten, nicht unterscheiden, uns mit einem Scheine täuscht, der der wahren Realität nothwendig nicht ähnlich seyn kann: so ist es eben so wenig zu verwundern, daß wir in den Erscheinungen der Sinne das nicht wieder finden können, was der reine Verstand für das eigentliche Wirkliche darinn hält, und daß sich zwischen dem Gebiete der Sinne und des Verstandes kein Uebergang findet, wo wir, so zu sagen, beyde Gegenden in unserm Gesichtskreise haben, um uns zu versichern, daß wir einerley Gegenstände wahrnehmen.

Man hat die Begreiflichkeit dieser Verschiedenheit zwischen dem Scheine und dem Wirklichen, so wie es mit den Augen des Verstandes gesehen wird, sehr treffend durch das Bey-

spiel der Milchstrase erläutert. Dieser weise Himmelsgürtel ist ein zahlloser Haufen leuchtender Sonnen, die durch ihre unbegreifliche Entfernung nicht mehr unterschieden werden, und daher zu dem Bilde eines Milchstroms zusammenfliessen. So bald das Auge die Sterne, die ihn bilden, unterscheiden sollte, würde der Schein der weisen Strase verschwinden. Die Unmöglichkeit, den Schein mit der Warheit zu verbinden, ist in beyden Fällen gleich, und ihr Grund vollkommen einerley. Vielleicht würde aber die Ueberzeugung vollständig seyn, wenn das Auge aus einer kleinern Entfernung allgemach in die Entfernung gerückt würde, aus der wir die Milchstrase ansehen. Die Foderung ist möglich, wo die Gründe des Scheines noch körperlich sind; allein bey den lezten Gründen desselben, bey den Einfachen, ist uns auch dieses Hülfsmittel versagt. Das Beispiel kann also nur durch seine Analogie mit den allgemeinen Erscheinungen in der Körperwelt unserer Fassungskraft zu Hülfe kommen; und wenn wir uns mit diesem Grade der Evidenz nicht begnügen können: so können wir mit eben dem Rechte an

andern Warheiten zweifeln, deren Unleugbarkeit wir anerkennen, ob sie gleich keinen grössern Grad der Evidenz für sich haben.

Wir können also die Zweifel, die man gegen die wahren Einheiten der Natur aus ihrer Unbegreiflichkeit erheben kann, durch seine Theorie von dem sinnlichen Scheine als gehoben ansehen. Allein diese Theorie hat noch mehrere Vortheile, sie erklärt noch mehr, und hebt noch spizfindigere Zweifel. Nach seiner Meynung war nicht allein die Materie unendlich theilbar, sondern wirklich ins Unendliche getheilt; das heisst, in jedem Theile der Materie lassen sich von neuem Theile annehmen, und der Begriff der Materie bestimmt ihre Menge nicht; eine jede Einheit der Natur ist durch ihr eigenes Bestehen von allen übrigen unterschieden, so wie, vermöge ihrer Undurchdringlichkeit, und ihres steten Wirkens und Zurückwirkens, abgesondert. Wenn also jeder Theil der Materie, der kleine wie der grosse das Resultat von unendlich vielen Einheiten wäre: so müsste es grössere und kleinere Unendliche geben.

Auch diese Schwierigkeit musste seine Theorie des sinnlichen Scheines eben machen. Gleichheit kömmt nur Zahlen und Grössen zu; Die Begriffe von beyden lassen sich aber bey unendlichen Aggregaten nicht anbringen. Denn beyde sind Ganze, die unendlichen Aggregate der Natureinheiten werden aber nur durch die verwirrte Vorstellung der Sinne [illegible]s Ganze wahrgenommen. Wenn man also richtig von ihnen reden will: so darf man nicht sagen, daß sie eine unendliche Zahl ausmachen, sondern daß ihre Menge grösser sey, als d[illegible]rch jede Z[illegible]l kann ausgedruckt werden, und daß eine unendliche Menge zur andern ein eben so unbestimmbares Verhältnis habe, als diese leztere zur Einheit.

Wenn die Theorie von Seiten ihrer Unkörperlichkeit und der Unendlichkeit ihrer Menge nicht wenig wider sich hatte: so war es hingegen ihre glänzende Seite, daß sie von den Veränderungen der Körper weit besser Grund angab, als alle neuern Lehrgebäude. Masse, Figur, Lage der Theile des Körpers entstehen aus Bewegung und können also nicht Quellen der Bewegung seyn.

Die Aufgabe über die innern Quellen der Bewegung hatte von je her schon zu verschiedenen Hypothesen von unkörperlichen Kräften Gelegenheit gegeben. Die Scholastische Philosophie hatte seit dem Aristoteles unter dem unverständlichen Namen der substantiellen Formen ihre Zuflucht zu gewissen von der Materie unterschiedenen bewegenden Kräften genommen. Von diesen waren bewegende Geister, die aus der neuen Platonischen Schule von den Kabbalisten, Alchymisten und Mystikern aufgenommen wurden, das Hylarchische Principium des Heinrich Moore, die plastischen Naturen des Radulph Cudworth, nur durch die abendtheuerlichen Träumereyen verschieden, wodurch sie in ihren Romanen ausgebildet und verunstaltet wurden. Die mechanische Philosophie erschien und verbannete die unverständlichen und erträumten Kräfte, indem sie das, was diese unsichtbaren Werkmeister hatten hervor bringen sollen, auf eine natürliche und begreifliche Art erklärten. Nun hatte man zwar die zusammengeseztern Eigenschaften der Körper, so wie ihre zusammengeseztern Veränderungen in ihre einfachern aufgelöset. Die Frage kam aber immer wieder,

woher kommt die Bewegung? Was ist sie in ihren ersten Gründen? Was ist das Wirkliche in derselben für den reinen Verstand, abgesondert von allem bildlichen, womit sie sich den Sinnen darstellt.

Daß Leibnitz mit seiner Metaphysik der Körperwelt diese Fragen beantworten konnte, das muß seiner Philosophie zwar rühmlich scheinen: wie weit mehr muß sie aber noch das Verdienst empfehlen, daß sie, indem sie einem grossen Mangel der mechanischen Philosophie abhalf, die Natur von den Feenkräften der Kabbalisten befreyete, und die substanziellen Formen des Aristoteles in einem verständlichen Lichte zeigte? Die wahren Einheiten der Natur sind diese Kräfte, welche durch ihre steten regelmäsigen Veränderungen in Massen vereinigt die Bewegung hervorbringen.

Seine Philosophie der Grundkräfte hatte noch den Vortheil, eine andere schwere Aufgabe aufzulösen, allein auf eine Art, die, wenn sie auch den Verstand befriedigte, den Sinnen eine neue grössere Gewalt anthat, als alle

seine vorigen Paradoxen. Das war die Aufgabe über die Gemeinschaft zwischen Leib und Seele, oder vielmehr, weil es doch eben so schwer zu erklären seyn muß, wie überhaupt eine Substanz in die andere wirkt, — über die Gemeinschaft der Weltsubstanzen überhaupt. Wie geht es zu, daß eine Bewegung der Sinnglieder des menschlichen Körpers in der Seele eine Idee, und eine Idee in der Seele eine Bewegung im Körper hervorbringt? Die scholastische Philosophie war hier treuherzig bey dem stehen geblieben, was man zu fühlen und zu sehen glaubt. So wie die Bewegung, welche ein anstossender Körper verliert, in den angestoßenen überzugehen scheint, so glaubte man, es gehe die Idee aus der Seele in den Körper, und da zur Bewegung, und die Bewegung aus dem Körper in die Seele über, um da zur Idee zu werden.

Gegen des Aristoteles Entscheidung der Frage von der Gemeinschaft der Substanzen lehnte sich die Kartesianische Schule mit Recht auf, und das war kein geringes Verdienst. Mit Recht fragte sie, wie es sich begreifen lasse,

das etwas unselbstständiges aus einem Subjekte in das andere übergehen könne? Wie aus einer Idee eine Bewegung und aus einer Bewegung eine Idee werde? Die Art wie einige Schüler des Deskartes durch das System der gelegentlichen Ursachen den Knoten zerschnitten, konnten dem Verstande des deutschen Philosophen, der schon zu den erhabensten Vorstellungen von der Einwirkung des höchsten Wesens auf das Weltall zu sehr gewöhnt war, unmöglich Genüge leisten. Dieses stete Eingreifen des Urhebers der Welt, das die Wunder ins Unendliche vervielfältigte, oder vielmehr eine jede ihrer Veränderungen zu einem Wunder machte, musste ihm weder seiner grossen Idee von der Vortreflichkeit des Werks, das solche Anstösse beständig bedarf, noch von der Grösse seines Urhebers, der kein besseres hervorbringen konnte, angemessen scheinen. Wie konnte er Verkettung und Zusammenhang in den Veränderungen der Substanzen entdecken, wenn sie, statt sich eine aus der andern zu entwickeln, jedesmal durch eine eigene fremde Einwirkung mussten hervorgebracht werden? Wie weit mehr ist überall Ordnung und Ver-

knüpfung, wenn durch die eigentümliche Kraft einer jeden Substanz harmonisch mit den Zuständen der übrigen Welt, ihre eigene Zustände nach und nach hervorgehen?

Hier erscheint der deutsche Philosoph in dem vollen Glanze des Verbesserers und Ergänzers aller Systeme, die vor ihm gewesen waren; einem Glanze, der dadurch nicht vermindert wird, daß der Verbesserer nach denen lebte, die vor ihm geirrt hatten. Diesen Vortheil hatte er mit so vielen gemein, die unverbessert ein Lehrgebäude ihrer Vorgänger angenommen und ungeprüft oder unverstanden das andere verworfen hatten. Deskartes hatte durch seine Philosophie den Forscher in den Vorhof der Weltweisheit geführt; wenn er dafür den Dank und die Bewunderung des Freundes der Warheit verdient, wie viel Dank wird derjenige fordern können, der ihm ihr Heiligthum geöfnet und ihre ganze himmlische Wohnung von deren Höhen alle Ausenlinien der Natur in ihrem Grundrisse können übersehen werden, zugänglich gemacht hat?

Mit solchen Vorzügen musste sich Leibnitz auch als Gelehrter einer fremden, und gewiß durch kein Vorurtheil begünstigten Nation, selbst in einem Reiche Achtung verschaffen, das damals durch die Menge seiner grossen Männer und durch seine hervorglänzende Aufklärung in den tiefsinnigen Wissenschaften wie in den Künsten des Geschmacks in seinen Forderungen streng und mit seiner Achtung sparsam seyn durfte. Mit eben dem ausgezeichneten Glücke, womit er sich gleich anfangs den damaligen Häuptern der neuern Philosophie sogleich an die Seite stellte, und bald zuvor kam, nahm er an den Arbeiten, Aufgaben, Entdeckungen der grössten Matemathiker Theil, suchte die Rechenmaschine des Pascal in seinen verlornen Stunden zu Stande zu bringen, und wetteiferte, noch ehe er seine Erfindungen durch die grösste, nüzlichste und schwerste gekrönt hatte, als ein würdiger Mitarbeiter an der Erweiterung der Mathemathik, einer Wissenschaft, deren Würde selbst in ihren spizfindigsten Theilen unbestrittener ist, und in welcher das Verdienst eines jeden ihrer Beförderer weit genauer bestimmt werden kann, als in allen übrigen Wissenschaf-

ten und insonderheit in dem Reiche der Weltweisheit.

Es veränderte seine Lage nur wenig, daß er während seines Aufenthalts zu Paris seinen bisherigen Herrn, den Churfürsten Johann Philipp, durch den Tod verlor. Die Geschichte sagt uns nicht, warum der Tod dieses Fürsten Leibnitzens Entlassung aus seinen bisherigen Diensten nach sich ziehen musste, wenn er sie nicht etwa selbst suchte, weil er unter einer neuen Regierung, ohne die persönliche Gunst eines gelehrten Beschüzers, würde zu Geschäften verdammt worden seyn, die ihn von den Wissenschaften abgezogen und in den engern Kreis des gewöhnlichen Dienstes eingeschlossen haben. Dem sey indes wie ihm wolle, er war bereits zu vortheilhaft bekannt, als daß er wegen eines neuen Beschüzers hätte sollen in Verlegenheit seyn. Schon mehrere Fürsten in Deutschland würden die glückliche Gelegenheit nicht versäumt haben, einen Mann von seinen Talenten den Ihrigen nennen zu können.

Er fand diesen neuen Beschüzer in dem Her-

zog von Braunschweig-Lüneburg, der ihn zu seinem Hofrath und Bibliothekar mit einer damals ansehnlichen Besoldung ernannte. Das angenehmste in dieser neuen Stelle, war ihm gewis die Erlaubnis, seine Abwesenheit noch soweit zu verlängern, als es ihm gefallen würde. Er hatte, als er die Nachricht von dem Tode des Churfürsten von Maynz erhielt, eben eine Reise nach England gethan, wo der Anstos, den die höhern Theile der Mathematik in Italien und Frankreich, durch Cavallieri, Gregor von S. Vincenz, Deskartes, Pascal, Huygens u. a. erhalten hatte, sich noch kräftiger mitgetheilt zu haben schien. Hier war es, wo die erhabenste Geometrie durch Barrows, Halleys, Wallis, Newtons Entdeckungen schnelle Schritte gethan hatte, und noch zu thun versprach. Leibnitzens Quadrirung des Zirkels durch eine so regelmäsige Reihe, die in der Folge in dem zweyten Monat des Leipziger gelehrten Tagebuchs erschien, so wie die Beschreibung seiner Rechenmaschine, die er der Societät der Wissenschaften überreichte, und mit der er sich in die Gesellschaft so grosser Männer einführte, verschafte ihm

die Achtung und Freundschaft Oldenburgs, Collins, und des schon bewunderten Newtons, die durch einen Briefwechsel unterhalten wurde, dessen Inhalt solcher Männer würdig war.

Nachdem er seine Zeit in den zwey folgenden Jahren zwischen Frankreich und England getheilt hatte, begab er sich im Jahr 1676. auf die Rückreise und nahm seinen Weg über Holland, um des Umganges mit Hudden zu geniesen, einem Manne, den die Geschäfte eines Burgermeisters zu Amsterdam gehindert hatten, den Ruhm eines Newton und Leibnitz zu theilen; und die gröste Erfindung der neuesten Zeiten zwischen drey Nationen streitig zu machen.

In diesem gar nicht langen Zeitraume waren seine grossen Entdeckungen in der Mathematik vollendet. Seine Quadratur des Zirkels, die durch Ozanam, dem er sie mitgetheilt hatte, schon bekannt geworden war, machte er nun selbst bekannt. Die Zahlenreihe, wodurch sie ausgedruckt wird, zeichnete sich durch ihre Schönheit aus, indem die Zähler der Brüche

gleich, und die Nenner die regelmäsige Progression der ungeraden Zahlen war, eine Schönheit, worin sie nur von der Newtonischen übertroffen wurde, die außer der Regelmäsigkeit in der Progression der Nenner noch Mannigfaltigkeit mit Regelmäsigkeit in den Zählern enthielt.

Diese und andere geringere Entdeckungen, wodurch er das Leipziger gelehrte Tagebuch von seinem Entstehen an, verherrlichte, wurden endlich im Jahr 1684 durch seine Differentialmethode gekrönt. Es scheint, als wenn nun nichts mehr zu entdecken war; der menschliche Verstand hatte in der Grössenlehre die ganze Sphäre des Wissens, das ihm vergönnt ist, umschifft. Er war an der Küste des lezten unbekannten Welttheils gelandet, und er konnte nichts mehr thun, als die Länder des Ueberflusses und des Reichthums in diesem neuen Welttheile erobern. Und auch diesen geringern Ruhm, mit denen zu theilen, die nun mit dem Kompas der neuen wundervollen Methode den Ocean des unendlichen Untheilbaren befahren konnten, auch den Ungläubigsten von

der Vortrefflichkeit seiner Erfindung zu überzeugen, indem er durch Thaten bewies, was er durch ihre Hülfe vermöge, nur das konnten, von nun an, seine Beschäftigungen in der Mathematik seyn.

Er war erst dreisig Jahr alt, als schon sein Ruhm in einer solchen Wissenschaft keinen Zuwachs mehr erhalten konnte. Dann der Zeitpunkt seiner Erfindung fällt in das Jahr 1677 und nur zwischen einem Newton und ihm konnte der Ruhm einer solchen Erfindung zweifelhaft seyn. Für diesen Ersten in seiner Wissenschaft, wenn nicht Leibnitz gewesen wäre, nahmen seine Freunde die Ehre der Erfindung der Differentialmethode in Anspruch. Ich würde diesem Denkmale nicht das allgemeine Interesse geben können, das ihm ein jeder deutscher Patriot wünschen wird, wenn ich es durch schwere Untersuchungen verdunkeln wollte, die die Uneingeweihten abschrecken würden. Der grosse Streit ist auch bereits so entschieden, daß der unpartheyische Richter dem Deutschen den gleichen Antheil an der Ehre der Erfindung nicht

absprechen kann, und noch ausserdem den Ruhm der Grosmuth zuerkennen muß.

Wenn zu der neuen Wissenschaft, über deren Erfindung zwey grosse Nationen stritten, blos die Entdeckung gehörte, daß es Grade des Unendlich-Kleinen giebt, so hätte Leibnitz sie schon im Jahr 1671 erfunden; denn auf diese Warheit hatte er schon in seiner Theoria Motus abstracti gebauet. (*) Allein von dieser Warheit bis auf die Theorie der Bezeichnung des Unendlich-Kleinen und der Regeln seiner Berechnung gab es noch einen unermesslichen Weg. In einem Briefe, den Newton den 24 Octob. 1676 an Leibnitz schrieb, und den Leibnitz erst im folgenden Jahre erhielt, benachrichtigte er ihn, daß er eine Methode erfunden habe, die ihn in den Stand sezte, die schwersten Aufgaben aufzulösen. Mit dieser Anzeige würde der englische Philosoph nur die Wissbegierde des Deutschen gereizt haben, ohne sie zu befriedigen, wenn er sie erst von ihm

hätte

(*) Fundam, prædemonstrabil. p. 18.

hätte lernen müssen. Denn er hüllete sie in ein undurchdringliches Geheimnis ein, indem er sie mit versezten Buchstaben seinem Briefe beyfügte. (*) In einem Antwortschreiben vom 21 Jun. das an Oldenburg gerichtet war und dem Newton sollte mitgetheilt werden, eröffnet Leibnitz die Gründe der von ihm erfundenen Methode mit einer Offenherzigkeit, die desto ruhmwürdiger war, da sie ein Geheimnis verrieth, womit er alle Kenner in den Stand setzte, alles das zu leisten, was sie sonst nur hätten bewundern können.

Dies war dieselbige Methode, die Leibnitz im Jahr 1684 durch das Leipziger gelehrte Tagebuch öffentlich bekannt machte (**), und diese spätere Bekanntmachung schadete seiner Ehre der Erfindung so wenig, daß Newton

(*) Dieses Schreiben stehet in Wallis Op. Math. S. 634. in dem Com. Epist. des Collins S. 67. und daraus in Ludovici Hist. der Leibn. Phil. 2. Th. §. 335.

(**) S. Act. Erud, 1684. und Opp. T. III. S. 167.

selbst noch in der bekannten Anmerkung in seinen Princip. Phil. nat. Mathem. im Jahr 1687 sie ihm freywillig beilegte. Und so konnte aller Streit über diese Ehre unterbleiben, und würde ohne Zweifel unterblieben seyn, wenn die Verehrer des englischen Philosophen eben so gerecht gedacht hätten, als ihr grosser Lehrer; wenn sie nicht geglaubt hätten, daß der Ruhm für den ausschliessenden Glanz ihres Vaterlandes und eines bewunderten Lehrers zu fechten, sie von den Pflichten der Bescheidenheit entbinde, und daß Dankbarkeit, Bewunderung und Patriotismus auch die gelehrten Ungerechtigkeiten adle. Die gerechtere Nachwelt und der unpartheyische Weltbürger ziehet den Vorhang über diese Scenen, in die Leibnitz noch am Ende seines Lebens hineingezogen wurde. Frey von den Vorurtheilen, und dem Interesse, welche den bürgerlichen Menschen trennen, schämt sich der Freund der Warheit nicht, auch den Fremden, der ihn belehrt, mit seiner Achtung zu belohnen; voll Gefühl für die Wichtigkeit neuer Aussichten in den Wissenschaften, glaubt er sie nicht mit der dankbaren Verehrung zweyer Erfinder zu theuer

zu bezahlen. Es ist nach dem Urtheile unpar- theyischer Kenner entschieden, daß Neuton von Barrow's und Wallis Rechnungen leicht zu seiner Methode übergehen konnte, und daß es nicht bewiesen sey, daß Leibnitz die seinige von Newton entlehnt habe. (*) Auch ist es in der Geschichte der Wissenschaften nicht unerhört, daß eine Warheit durch mehrere ist entdeckt worden, und die gerechte Nachwelt trägt kein Bedenken, dem Simon Marius an der Entdekung der Jupitersmonde, dem P. Schreiner an der Entdeckung der Sonnenflecke gleichen Antheil mit dem Galilei, so wie dem Logni an der Erfindung der binarischen Rechnung mit Leibnitz zu zuerkennen. Denn wenn der nächste Schritt zu einer wichtigen Entdeckung gethan ist, warum soll man sich wundern, daß zwey gleich geschickte und fortbegierige Männer sich bey ihr zusammentreffen? Leibnitz masste sich nicht an, allein der Erfinder seiner Methode zu seyn, er theilte sie gern mit

(*) Montuila Hist. des Math. T. II. S. 343. und Leibnizii Opp. T. III. S. LIV. Wolf. Eth. P. I.

dem englischen Weltweisen, allein diese Ehre, sie mit ihm zu theilen, konnte er sich und seinem Vaterlande nicht nehmen lassen.

Selbst in den Wissenschaften, die auf die grösste Evidenz den ersten Anspruch machen, findet das neue Hindernisse, wenn es zu ungewöhnlich ist, wenn seine Handhabung eine längere Uebung erfodert, und wenn es ein Werkzeug ist, mit dem die unsichere Hand noch nicht zu arbeiten versucht, und sich von seiner Bequemlichkeit überzeugt hat. Grosse Mathematiker waren unschlüssig, ob sie die neue Methode gebrauchen sollten. Niewentyt, der in die Erforschung des Unendlichkleinen tiefer als viele andere eindrang, Huygens, von dem selbst Leibnitz gelernt hatte, mussten erst durch weitere Belehrung und Erfahrung überzeugt werden. Ihre Einwürfe gaben zu Aufklärungen Anlas, nach denen ein jeder begierig seyn musste, der ein Zeuge von den Wundern der neuen Methode seyn, und die Schwierigkeiten, die sich damit überwinden, so wie die Thaten, die sich damit thun liessen, beurtheilen konnte. Die Besizer des Geheimnisses foderten ihre

Gegner durch Aufgaben heraus, die sich nur durch ihr Zaubermittel bändigen liessen. Ein glorreiches Schauspiel! Ein Kampf ganz zum Besten des menschlichen Geschlechts, der unglaubliche Anstrengung hervorbrachte, unerwartete Kräfte weckte! Und in allen diesen Wettkämpfen errang Leibnitz einen Lorbeer nach dem andern.

Gleichwol konnte er, indem er an diesem interessanten und schweren Streite Theil nahm, dem seine Freunde und Gegner mit so vielem Ruhme alle ihre Kräfte widmeten, nur die Ruhestunden von ganz abstechenden Arbeiten, dazu anwenden. Der Herzog Johann Friedrich war im Jahr 1679 gestorben, und sein Nachfolger Ernst August hatte ihm aufgetragen, die Geschichte des Hauses Braunschweig aufzusetzen. Dieser Auftrag würde einem jeden, der nicht, wie Leibnitz, gewöhnt gewesen wäre, eine jede Unternehmung sogleich in ihrer weitesten Beziehung zu übersehen und alle ihre Tiefen zu durchschauen, nicht in das unübersehliche Meer von historischen Untersuchungen, Nachforschungen und Zubereitungen ge-

worfen haben, worin er von nun an sich einließ. Er würde den Stoff, den andere, Mader Meibom und mehrere bekannte Schriftsteller zusammengetragen hatten, gesammlet, geordnet und verarbeitet, er würde geglaubt haben, seinem Auftrage so Genüge geleistet zu haben, und man würde zufrieden gewesen seyn. Allein Leibnitz sah in der Geschichte eines erlauchten deutschen Fürstenhauses die Hofnung, den schwersten und dunkelsten Theil der Geschichte der ganzen deutschen Nation bis in ihren dunkeln Ursprung aufzuklären, und in der Geschichte des weitherrschenden Hauses der Quelphen, Deutschland auf allen seinen Stufen der Kultur zu erforschen. Ein Ast dieses Hauses herrschte in Italien. Es war also zu hoffen, daß ausser den Klosterarchiven von Deutschland noch wichtige Quellen in den Archiven des Hauses Este würden entdeckt werden. Durch diese Aussichten wusste er den Herzog zu bewegen, die Kosten auf eine Reise zu verwenden, die er nicht blos für historische Untersuchungen nüzlich zu machen gedachte. Neben der Durchsuchung der ältesten Archive und Büchersammlungen, hofte er seine Bekanntschaften mit den

ersten Gelehrten seines Zeitalters in einem Lande, wie Italien, zu vermehren, von welchem von je her, und noch in der letzten Verbesserung der Naturwissenschaft, das Licht sich auf das übrige Europa verbreitet hatte. Eine solche Hofnung, die durch seinen Ruhm, der aller Orten vor ihm herging, so sehr begünstigt wurde, konnte unmöglich unerfüllt bleiben.

Unter den berühmten Gelehrten, die er in Italien kennen lernte, war auch der P. Grimaldi, Präsident des Tribunals der Mathematik in Sina, dessen Bekanntschaft er in Rom machte. Die Geschichte darf diesen merkwürdigen Mann nennen, ohne sich einer zu grossen Umständlichkeit schuldig zu machen, da Leibnitz, durch seinen Umgang mit ihm, ohne Zweifel auf den Zustand der sinesischen Litteratur aufmerksam gemacht wurde und Gelegenheit erhielt, mit den Missionarien von der Gesellschaft des P. Grimaldi in Briefwechsel zu treten. Diesem Briefwechsel haben wir verschiedene Nachrichten zu danken, die jezt einen grossen Theil von ihrer Wichtigkeit und Glaubwürdig-

keit verloren haben. Reichlichere Hülfsmittel, eine schärfere Kritik und häufigere Reisen haben uns von der sinesischen Kultur Nachrichten verschaft, welche uns genöthigt haben, die hohen Begriffe um ein grosses herabzustimmen, die Leibnitz, Wolf, Bilfinger und andere auf Glauben ihrer Nachrichten ausbreiteten.

Was uns indes noch an Leibnitzens Unterhandlungen wegen China zu denken veranlasst, ist seine berühmte Dyadik oder binarische Rechenkunst, die durch eine sonderbare Verkettung der Umstände der sinesischen Philosophie auf einige Zeit ein weisheitsvolles Ansehen geben half. Der Gedanke, daß man alle Zahlen eben so gut, als mit den gewönlichen zehn arabischen Zahlzeichen, mit den zwey Zeichen O und I. blos durch ihre Stelle ausdrücken könne, scheint keine grosse Anstrengung des Geistes zu erfodern, nachdem diese Entdeckung einmal an unserer Decimal-Progression gemacht war, und Erhard Weigel schon andere Progressionen vorgeschlagen hatte. Leibnitz wußte aber so viel Bequemlichkeiten und sonderbare Eigenschaften daran zu entdecken, daß

sie die Aufmerksamkeit der Mathematiker auf sich zog, und ihm beinahe einen neuen Streit über ihre Erfindung von Lagni, der sie zu eben dieser Zeit erfunden haben wollte, zugezogen hätte.

Der Umstand, daß in dieser Bezeichnung die grösten Zalensysteme aus Eins und Null entstehen, brachte ihn auf den Gedanken, daß eine Rechenkunst mit diesen beyden Zeichen wol zu einer schicklichen sinnbildlichen Vorstellung der Schöpfung aus Nichts dienen könnte. Mit dieser Anwendung, die er auch auf einer entworfenen Schaumünze ausgedruckt hatte, sandte er seine binarische Rechenkunst an den P. Bouret, einen gelehrten Jesuiten in Peking, um dem Kaiser, dem er sie überreichen sollte und den Mandarinen, deren Religionstheorie in diesem Punkte sehr verdächtig war, den Glauben an eine Schöpfung aus Nichts — nicht zu beweisen — sondern, da er sie ohne Zweifel für grosse Mathematiker hielt, durch eine ähnliche Entstehung aus Nichts, vermittelst der mächtigen Einheit, zu erleichtern.

Man kann solche Sinnbilder, dergleichen wir noch eines vom Guido Grandi haben, für Spiele des Wizes ansehen; es sind aber doch schwere Spiele, und nach dem Umfange des Geistes, den sie erfordern, kann man urtheilen, wie schwer die Beschäftigungen seyn mußten, von denen der Verstand mit solchen Spielen ausruhen konnte. Die Mittheilung dieses Spiels an den P. Bouret hatte indes den unerwarteten Erfolg, daß uns die neue Rechenkunst auf einmal die Erklärung der vier und sechzig geheimnisvollen Charaktere des Y-King, eines heiligen Buches der Sinesen, zu geben schien. Wunderbare Erscheinung! Ein deutscher Philosoph enthüllete die Geheimnisse eines Volks an den äusersten Gränzen von Asien, die seinen eigenen Weisen Jahrtausende hindurch unerklärbar geblieben waren. Bey einer nähern Kenntnis von der Armuth der sinesischen Weisheit, ist indes dieses Wunder verschwunden. Die weisheitsvolle Deutung der Charaktere ist ganz das Werk des gelehrten Wizes des P. Bouret geblieben, und sie selbst sind bey einer genauern Untersuchung wieder zu den verächtlichen Werkzeugen einer abergläubischen Rabdomantie herabgesunken.

Die historischen Schäze, die Leibnitz von seinen Reisen mit zurück brachte, waren so ansehnlich, daß die Säuberung, Zusammenordnung und Verarbeitung desselben, mit allen Unterarbeitern, die er sich zugesellet hatte, und mit der eisernen Aemsigkeit, womit er eine so weit umfassende Unternehmung betrieb, doch die Vollendung des Werkes eine beträchtliche Zeit würde hinausgesezt haben, wenn sein philosophischer Geist auch nicht alle Untersuchungen, zu denen er bey jedem Schritte in seiner Arbeit die Veranlassung fand, gleich nach allen Richtungen bis ans Ende hätte verfolgen wollen. Diese Art zu arbeiten, war es nicht allein, die seinen Gang aufhielt. Es war ihm jezt weniger als jemals möglich, sich einem Gegenstande ganz allein zu widmen, nachdem er sich einmal in so vielen gelehrten und politischen Verbindungen befand und mit jedem Tage in neue gezogen wurde. Es konnte schon in der Litteratur und in der politischen Welt sich keine merkwürdige Begebenheit mehr ereignen, die nicht seine Aufmerksamkeit erregt, und wenige, wozu man seinen Beitritt durch thätige Theilnehmung oder wenigstens durch einen

Rath, den man nur von seinem unbegränzten Wissen erhalten könnte, entbehren zu können geglaubt hätte.

Der Antheil, den Leibnitz an den Unterhandlungen über die Vereinigung der Religionen nehmen musste, ist ein zu merkwürdiger Theil seiner Geschichte, als daß er könnte mit Stillschweigen übergangen werden. Seine Arbeiten in diesem sonderbaren Geschäfte sind so angwierig und wichtig, daß wir nicht wissen, ob wir in dem ganzen Gange der Unterhandlung, worinn er beständig eine der ersten Rollen spielte, mehr seine Thätigkeit, oder seine unermessliche Gelehrsamkeit, seinen polemischen Scharfsinn, verbunden mit der feinsten Politesse des Weltmannes, und mit aller Anmuth der Schreibart, oder die Menschlichkeit seiner weitumfassenden Gesinnungen, nebst seiner Gedult in einem Geschäfte, das sich mit jedem Schritt immer mehr zu verewigen schien, und, wir dürfen wohl sagen, seinen Glauben an die Möglichkeit und Nüzlichkeit seiner Ausführung bewundern sollen. So vergeblich und Zeitverderbend uns jezt alle diese irenischen Bemühun-

gen scheinen mögen, so können wir uns doch nicht entbrechen, zu gestehen, daß wir einen grossen Theil unserer bessern Einsichten von ihrer Vergeblichkeit, den mislungenen Versuchen selbst zu danken haben, ohne die weder unsere Grundsäze noch unsere Menschenliebe an ihrer Möglichkeit und Heilsamkeit zu verzweifeln wagen würden.

Die Scene des Schauspiels eröfnete sich mit einem Briefwechsel zwischen dem Bischof von Neustadt in Ungarn und dem berümten Molanus, Abt zu Lokkum, einem Manne, der ausser seiner theologischen Gelehrsamkeit noch Kenntnisse besas, denen selbst ein Leibnitz seine Achtung nicht versagen konnte. Der kaiserliche Hof glaubte sichere Aussichten zu haben, das Braunschweigische Haus für die katholische Religion gewinnen zu können. Dieses grosse deutsche Fürstenhaus, das damals durch die Unterhandlungen wegen seiner Churwürde mit dem kaiserlichen Hof in einer vertrauten Verbindung stand, und aus welchem bereits der verstorbene Herzog Johann Friedrich die katholische Religion angenommen hatte, gab

den Vorschlägen zu einer Vereinigung der Religion mit einer Gefälligkeit Gehör, über deren Aufrichtigkeit wir uns eben so wenig, als ihre wahren Triebfedern jezt mit einiger Zuverlässigkeit zu urtheilen getrauen können, wofern wir nicht annehmen dürfen, daß gewisse bekannte Ursachen einige der lebenden Glieder desselben, zu einer Vereinigung geneigt machten.

Es konnte dem Scharfsinne des Bischofs von Neustadt und des Abt Molanus nicht entgegen, daß eine blose Vereinigung einiger Protestanten mit einigen Katholischen von Deutschland zur Vereinigung aller mit der ganzen katholischen Kirche unzulänglich seyn würde, daß man also damit anfangen müsse, wenigstens ein so wichtiges Glied der Kirche, als die französische mit in die Unterhandlungen zu ziehen. Man konnte sich eben so wenig verhelen, welche geringe Hofnung man von dem Nachgeben der französischen Rechtgläubigkeit schöpfen könne, die ihre eifrigen Grundsäze seit so kurzer Zeit erst durch die Verfolgung eines grossen und schäzbaren Theils unschuldiger Bürger verrathen hatte.

Der Bekehrungseifer der Hoftheologen in Frankreich war indes zu gros, als daß er nicht gern die geringste Hofnung sich hervorzuthun hätte nuzen sollen. Und an wen hätte man sich in allem Betracht besser wenden können, als an den Bossuet, dessen Beredsamkeit, Eifer und Verdienste um die Kirche die allgemeine Stimme das Ansehen eines Kirchenvaters beilegte, dessen Einflus auf seinen König bekannt war, und dessen Exposition de la foi man bey den Vereinigungsunterhandlungen zum Grunde legte. Insgeheim waren schon viele Religionspunkte der christlichen Hauptparthey- en, zwischen Leibnitz und dem berühmten Pelisson, der als der grosmüthigste von des unglücklichen Fouquets Freunden, als einer der gelehrtesten und geistreichsten Schriftsteller und der wärmste Eiferer nach seiner Religionsveränderung merkwürdig ist, durchgestritten worden. Diese mit so vieler Gelehrsamkeit und Urbanität geführte Streitigkeit war durch eine Fürstin in Bewegung gesezt worden, die ihre Schicksale so wie ihr Geist und ihre Talente unvergesslich gemacht haben. Elisabeth Hollandine, bekannt durch das unglückliche Schicksal

ihres Oheims Carls I. von England und ihres Vaters Friedrich V. von der Pfalz, durch ihre gelehrten Verbindungen mit Deskartes, und durch ihren Uebertritt zu der katholischen Religion, hatte ihren Aufenthalt in Frankreich genommen und war Abtissin von Maubuisson geworden. Das Verlangen, mit ihrer Schwester der Churfürstin Sophie von Hannover nicht durch die Religionsgemeinschaft getrennet zu seyn, erregten in ihr den Wunsch, die Hindernisse, welche die christlichen Kirchen bisher getrennet hatten, eben zu machen. Zu diesem Ende war ein Briefwechsel zwischen zwey Männern eröfnet worden, die beyder Fürstinnen gemeinschaftliche Freunde waren, und die man fähig hielt, zu diesem Plane die besten Vorschläge zu thun.

Diese geheimen Unterhandlungen wurden in die öffentlichen Unterhandlungen zwischen dem Bischof von Neustadt und dem Abt Molanus verschlungen, so bald sie den Anfang nahmen. Beyde liefen gleich fruchtlos ab, und ausser der Erfahrung von den Schwierigkeiten ihres Gegenstandes, einigen gründlichen Untersuchungen

gen, die sie veranlassten, und dem Beispiele vielleicht dem ersten — eines edlen ruhigen Religionsstreits, haben sie für uns keinen Nuzen zurückgelassen, als einige wichtige Grundsäze, die zu allen Zeiten im Andenken zu bleiben verdienen.

Der Plan des deutschen Philosophen war, daß die Protestanten wieder in den Schoos der allgemeinen Kirche unter dem Pabste, als ihrem Haupte, zurückkehren, die Katholischen hingegen die Misbräuche ihrer Kirche abstellen, und die Protestanten mit allen ihren Abweichungen aufnehmen sollten. Wenn Leibnitz nicht blos die Absicht hatte, mit solchen Vorschlägen, deren Unzuläsigkeit von der einen Seite sowol, als Unnüzlichkeit und Gefährlichkeit von der andern, eben so leicht abzusehen war, die ganze Sache wo nicht zu hintertreiben, doch wenigstens aufzuhalten: so müssen wir annehmen, daß er durch ganz fremde einschlagende Untersuchungen dabey hie und da Licht schaffen wollte. Von jeder blos politischen Gesellschaft würde man wenigstens vergebens erwarten, daß sie sich ei-

ner Herrschaft, der sie sich mit so vielem Kampfe entzogen hat, freywillig wieder unterwerfen und bey allen noch so sehr bewährten Bedingungen sicher halten werde; so wie die Herrschaft schwerlich sich zu Bedingungen würde herabgelassen haben, die sie in Gefahr sezen konnte, die bisher getreuen Glieder ihres Staates zu verlieren. Es musste daher eine ganz natürliche Furcht seyn, daß es in beyden Kirchen villeicht viele geben dürfte, die den neuen Plan verwerfen, und bey ihrer alten Form unverändert bleiben würden, so daß, statt die Partheyen gründlich zu vereinigen, leicht eine neue zu den alten hinzukommen möchte. Diese Furcht ist so wenig ungegründet, daß sie auf beyden Seiten zugestanden wurde. Die Herzogin von Hannover schrieb gleich Anfangs der Abbtissin von Maubuisson (*): „ sie sagen, es wären bey Ihnen viele der Vereinigung entgegen, das ist gerade auch der Fall „ bey uns. Ich fürchte daher, daß wenn man

*) S. Extrait d'une Lettre de Mad. la Duch. d'Hannovre à Mad. l'Abb. de Maubuisson in den Oeuvr. de Leibnitz T. I. S. 512.

„ über die Punkte, die unser Abbt Molanus
„ mit einigen Lutherischen Kirchen verabredet
„ hat, wird eins seyn, so wird es andere ge-
„ ben, die ihnen entgegen seyn werden; und
„ so würde es dann wie eine neue Religion
„ seyn. „

Auch wusste Leibnitz dieser Schwierigkeit nicht anders auszuweichen, als daß er alle Unterhandlungen als blosse vorläufige Berathschlagungen von Privatpersonen ohne alle verbindliche Kraft ansah, die sie erst durch eine allgemeine Kirchen-Versammlung erhalten könnten. Was ihn indes für alle Religionsvereinigung, aber auf Bedingungen, die der Freyheit zu denken keinen Eintrag thäten, noch immer im Ernst einnahm, war ein Gedanke, worauf sein systematischer Geist schon in seinem Werke von dem Oberherrlichkeitsrechte (de Jure Suprematus) gebauet hatte, daß es nemlich der glüklichste Zustand für die europäischen Staaten seyn würde, wenn sie alle unter zwey allgemeinen Oberhäuptern, einem geistlichen und einem weltlichen stünden; ein Gedanke,

zu dessen Ausführung die Aussichten immer schwächer werden.

Der Beyfall, womit er sogar des Abbt de St. Pierre bekannten Entwurf eines ewigen Friedens aufnahm, entsprung ohne Zweifel aus eben der Quelle. Nichts schien ihm die Ruhe von Europa besser zu sichern, als die Vereinigung aller Theile desselben, zu einem grosen Körper, der die Glieder durch eine überwiegende Macht in den Schranken der Gerechtigkeit und Mäsigung erhielte, indes ein allgemeiner geistlicher Oberhirt diese Gesinnungen den Gewissen der Regenten einflösste. Man ist jezt mehr als jemals berechtiget, alle diese Entwürfe in die Klasse der gutgemeinten politischen Träume zu setzen, nachdem Aufklärung, Staasklugheit und Sitten uns dem Ziele das sie erreichen sollten, unvermerkt und ohne ihre Beihülfe näher gebracht haben, und so wie sie an Vollkommenheit zunehmen noch immer näher bringen werden.

Das Vereinigungsgeschäft, woran zehn Jahre mit so grosem Aufwande von Scharfsinn und

Gelehrsamkeit, vergebens war gearbeitet worden, gieng noch, aber mit schwachen und unterbrochenen Schritten fort, als Leibnitz schon in ein andres, dem Ansehen nach leichteres aber nicht glücklicheres hineingezogen wurde. Dieses hatte nur die Vereinigung der beyden protestantischen Kirchen zur Absicht, und man hatte Ursach, mehr davon zu erwarten, da es von dem preusischen Hofe selbst veranlasst wurde, dessen Einflus auf beyde Kirchen, die in den preusischen Staaten so zahlreich und ansehnlich sind, von vielversprechendem Gewichte seyn musste. Die Unterhandlungen waren in den Händen von Männern, denen damals in der ganzen protestantischen Kirche wenige an Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Mäsigung und Klugheit gleich kamen. Leibnitz, Molanus, Jablonsky, Spener, mussten ein solches Werk zu Stande bringen, wenn es durch blosse menschliche Veranstaltungen zu Stande zu bringen war. Es ist zu Stande gekommen; allein die unsichtbare Regierung Gottes, die die Mittel zu ihren Absichten insgeheim und von ferne zubereitet, hat es unvermerkt, ohne Unterhandlungen, ohne Verabredungen von selbst reifen

lassen. Die Unpartheylichkeit der Fürsten, die ohne einen Theil zu begünstigen, die Rechte aller schützte, die wachsende Aufklärung, wodurch ein geschmackvolleres und philosophischeres Studium der Bibel, so wie eine richtigere Schäzung der Wichtigkeit der Unterscheidungslehren mehr ausgebreitet wurde, die Milderung der Sitten, und die Erweiterung der Geselligkeit und des Umgangs, nebst einer verständlichern Philosophie, wodurch der Untersuchungsgeist von den theologischen Streitigkeiten auf andre nüzliche Gegenstände geleitet, ein vernünftiger Skepticismus befördert, und die Gemüther des dogmatischen Starrsinns unbiegsamer Polemiker entwöhnt wurden, — alles dieses hat den Geist der Duldung und Einigkeit wirksamer befördert, als was die unvorbereiteten Bemühungen der besten und gelehrtesten Männer zu voreilig erzwingen wollten.

Neben diesen so zerstreuenden Geschäften blieben seine historischen Arbeiten in unverrücktem Gange. Da er sich dabey das Ziel so hoch gestreckt hatte, daß er sich die Materialien seiner Geschichte erst selbst aufsuchen, be-

urtheilen, anordnen musste: so konnte dieser Gang nur langsam seyn, zumal da er in jeden Weg auszubeugen pflegte, der ihm nebenher einen Ausgang zu einem andern nützlichen Ziele zeigte. So stellte er im Jahr 1693 seinen Codex Iuris Gentium ans Licht, ein Werk, desgleichen man noch nicht aufzuweisen hatte, und dessen Nützlichkeit jeder erkannte, so bald es erschienen war. Die Wahl und Ordnung der Urkunden, die es enthielt, und die zum Theil noch nicht gedruckt waren, war ganz nach seiner Absicht eingerichtet, es zu einer Sammlung von Belegen einer vollständigen Geschichte des europäischen Staats- und Völkerrechts zu machen, ein interessanter Zweig der Litteratur, woran bis dahin noch niemand gedacht hatte. Der erste Theil kam im Jahr 1693 der andere 1700 heraus.

Ehe er mit seinen Arbeiten an der Geschichte des Hauses Braunschweig selbst hervortretten konnte, erschien er mit einer Deduktion für die Rechte des preusischen Hauses auf das Fürstenthum Neuschatel und Valengin; die man für so wichtig hielt, daß man sie nur einem

Leibnitz anvertrauen zu können glaubte. Die alte Herzogin von Nemours aus dem Hause Longueville, in welches die ungegründeten Rechte der Grafen von Hochberg übergegangen waren; näherte sich ihrem Ende zu einer Zeit, da die politische Lage von Europa dem König von Preussen versprach, daß er die gegründeten Rechte die er von dem Hause Oranien und Nassau geerbt hatte, werde können geltend machen. Seine Ansprüche hatten die Gerechtigkeit auf ihrer Seite, waren von den Ständen von Neufchatel durch eine feierliche Wahl anerkannt, und durch das mächtige Bündnis von dem Kayser, der Krone England und der Republik Holland so mächtig unterstüzt, daß der damals gedemütigte Ludwig der vierzehnte keine Hofnung hatte, die Ansprüche des Prinzen von Conti und von Matignon durchzusezen. Die Ausführung dieser Rechte, die unter der Aufschrift: Traité sommaire du Droit de sa Maj. le Roi de Prusse à la Principauté de Neufchatel en Suisse erschien, und die jezt wenig mehr und noch weniger unter Leibnizens Namen bekannt ist, rechtfertigte die Wahl zu einem so wichtigen Auftrage durch

Ihre tiefen und rechtlichen Untersuchungen so-wol, als durch die Präcision und den würdigen Geschäftston, womit sie abgefasst war.

Endlich sah die Welt den Anfang seines Stoffes zur Braunschweigischen Geschichte. Die Scriptores rerum Brunswicensium erschienen, der erste Theil im Jahr 1707. der zweyte 1710 und der dritte 1711. dieser Stoff sollte in einer zusammenhangenden Geschichte verarbeitet werden, auf die ein Entwurf, den Eckard unter Leibnitzens hinterlassenen Papiren fand, eine Neugierde erregt hat, die nie befriediget worden. Nach diesem Entwurfe sollte die Geschichte bis über alle schriftliche Nachrichten durch den Ursprung, die Verwandschaft und Abstammung der deutschen Völker gewissermasen bis zu dem ersten Zustande des Landes zurückzusteigen, und sich von da durch die kühnsten Mutmassungen zu dem Ursprunge der Erde selbst emporschwingen. Einen Versuch über diesen ursprünglichen Zustand der Erde hatte er in seiner *Protogea* bereits im Jahr 1693. bekannt gemacht; eine Theorie, welche auf die in dem Schoose der Erde vorhandenen

Denkmäler der Versteinerungen, Abdrücke und andere Wirkungen allgemeiner gewaltiger Revolutionen gegründet war.

Das Guelphische Stammhaus, das sich von der Nordsee bis in Italien ausbreitete, das sächsische Haus, welches Deutschland fünf Kayser gegeben hatte, in sich vereinigte, und an allen allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Reichs Theil genommen hatte, dieses Haus, das einer von den zwey grossen Staatspartheyen, worinn der grösste Theil der Christenheit in diesen Zeiten getrennt war, den Namen gegeben hatte, musste nothwendig eine so beträchtliche Anzahl von Begebenheiten umfassen, daß die Geschichte desselben, nach Leibnitzens Entwurfe, auch für die allgemeine Geschichte nicht anders als sehr wichtig seyn konnte. Aber eben darum musste sie auch so weitläuftig werden, daß sich Leibnitz in der Bearbeitung derselben nur vorerst das Jahr 1025 das Todesjahr Heinrich des Heiligen, zu seinem Ziele sezen konnte. Der Plan, den ihn die Gränzen seines doch nicht kurzen Lebens auszuführen hinderten, ist nach ihm nie, we-

nigstens nicht so ausgeführet worden, wie man es von ihm hätte erwarten können. Die neuen Entdeckungen, die er darinn ankündigte, daß die alten deutschen Fürstenhäuser von Erbfürsten, nicht von Kayserlichen Beamten abstammen, daß, nicht das zehnte Jahrhundert, sondern das dreyzehnte und vierzehnte die Zeit der tiefsten Finsternis gewesen, — alles das sind, da sie nicht durch eine weitere Entwickelung von ihm haben können ins Licht gesezt werden, nicht genug aufgeklärte Paradoxe geblieben, die man gern einem Mann wie Leibnitz zu glauben geneigt ist, aber noch lieber von ihm bewiesen sähe.

Es schien nur eine beyläufige Untersuchung, die er über den Ursprung der Franken anstellte, die aber durch den Streit, den sie veranlaßte, wichtig wurde. Er hatte auf Glauben einer nicht ganz klaren Stelle des Erdbeschreibers von Ravenna, die Franken, vor ihrem Einfall in Gallien zwischen die Fider und die Peene gesezt. Dieser Meynung, welche der gewöhnlichen so sehr entgegen war, ward in Deutschland von N. H. Gundling, und in Frankreich

von dem P. Tournemine widersprochen. Leibnitz vertheidigte sie mit dem Scharfsinn, den man von ihm erwarten konnte, allein es scheint, daß die meisten Geschichtsforscher bey der alten Meinung geblieben sind, und die Franken für den Völkerbund halten, in den sich die kleinen Stämme zusammen thaten, die Tacitus an den Ufern des Rheins fand, und die nach ihrer Vereinigung nur unter einem neuen allgemeinen Namen wieder erschienen.

Weit wichtiger und auch weit entscheidender waren seine Untersuchungen über das Reichsfähnrichsamt, welches das Haus Hannover, bey der Errichtung seiner neuen Chur zum Erzamte erhalten hatte. Es wurde von dem wirtembergischen Hause in Anspruch genommen. Der Streit, der durch diese Ansprüche veranlasst wurde, war nicht ein Streit über eine Meinung, dessen Ausgang nur die Gelehrten interessiren konnte, er wurde nicht von Privatpersonen, er wurde von zwey grossen Fürstenhäusern geführt, und sein Gegner Kulpis Geh. Rath und hernach Gesandter auf dem Risswykschen Friedenskongres, ward für einen

der grössten Staatsrechtslehrer gehalten. Wenn hier der Sieg ehrenvoll war, so musste er auch schwer zu erhalten seyn. Seine Meinung erhielt wenigstens die öffentliche Sanktion des deutschen Reiches, man hielt es für hinreichend ausgeführet, daß die wirtenbergische Fahne nur die Sturmfahne des schwäbischen Kreises gewesen sey, daß aber das eigentliche Reichspanier bis dahin immer von dem Kayser willkürlich bald dem Herzog von Burgund, bald einem Otto von Wittelsbach, bald einem andern Fürsten, ohne Unterschied des Hauses, sey anvertrauet worden.

Seine etymologischen Untersuchungen waren Anfangs blos durch ein tieferes Eindringen in die älteste Geschichte veranlasst. Er wollte in den Ueberbleibseln der ältesten Sprachen die Schicksale der Völker lesen, deren Andenken keine geschriebene Denkmale aufbehalten haben. Allein sie giengen bald aus dem engen Krayse der deutschen Völkerstämme zu den entferntern Nationen, und zu denen Zeiten zurück, wo sich die abgesonderten Menschenzweige in Einen Urstammen zu vereinigen schienen.

Von da breiteten sie sich auf die besondersten Ableitungen einzelner Sprachen, auf die Untersuchungen des innersten Baues derselben so wie auf ihren ersten dunklen Grundstof hinauf. Von der Art waren die etymologischen Abhandlungen, die uns die Miscellanea Berolinensia und Eckards Collectanea etymologica aufbehalten haben. Noch höher erhob er sich damit zu ganz philosophischen Aussichten in einigen Anmerkungen über Lockes Werk vom menschlichen Verstande (*), die, wenn sie auch in etymologischer Betrachtung noch sehr problematisch sind, doch wegen sehr tiefsinniger Winke über den Gang der menschlichen Seele bey dem ursprünglichen Baue der Sprache nicht wenig Achtung verdienen.

Es war erst im Jahr 1710 sechs Jahr vor seinem Tode im vier und sechzigsten Jahre eines Lebens, das von der zartesten Jugend an, dem tiefsten und ausgebreitetsten Nachdenken ununterbrochen war gewidmet worden, daß seine unsterbliche Theodicee erschien. Ich habe die-

(*) S. Oeuvr. posth. S. 239.

sen Zeitpunkt erwartet, um den ganzen Bau seines philosophischen Systems in seiner bewunderungswürdigen Grösse und weisheitsvollen Zusammenfügung zu zeigen. Die kleinliche Gelehrsamkeit litterarischer Geschichtschreiber mag uns erzählen, daß dieses vortrefliche Werk sogleich auf den Befehl der grossen Sophie Charlotte, Königin von Preussen entstanden sey. Der Vertraute seines Geistes und seiner Schriften weis, daß es seinen Grundzügen nach schon lange in seiner Seele lag.

Die Einwürfe, womit Bayle in verschiedenen Artikeln seines berühmten Namenbuchs, die Güte und Weisheit Gottes angegriffen hatte, bestimmten ihn endlich, einen Entschlus auszuführen, an den er schon mehrmals gedacht hatte, den Stoff zur Rechtfertigung Gottes über die Zulassung des Bösen, in ein vollständiges Lehrgebäude zusammenzustellen. Der Gegner, den er sich gewählt hatte, war seiner würdig, und die grosse Prinzessin, zu deren Beruhigung sein Werk zunächst bestimmt war, verdiente von einem Leibnitz belehrt zu werden.

Es erhielt noch eine zufällige Wichtigkeit von der Polemik der damaligen Zeiten, worin

einer der vornehmsten Streitpunkte zwischen den beyden protestantischen Kirchen die Lehre von dem unbedingten Rathschlusse war. Die meisten und grössten Schwierigkeiten bey dieser Materie entstanden aus der Lehre von der Gnade, die Gott auf eine übernatürliche Art mittheilt; und da diese jezt auf eine leichtere Art gehoben sind: so hat das unsterbliche Werk dadurch etwas von seinem Interesse bey denen verlieren müssen, die der vielen schweren Spizfindigkeiten, wodurch er die übernatürlichen Gnadenwirkungen mit seinem System zu vereinigen suchen musste, nicht mehr bedürfen.

Schon im Jahr 1700 schrieb er bey Gelegenheit der irenischen Unterhandlungen in Berlin dem berühmten Jablonsky, daß er bereits als ein Knabe Luthers Werk de servo arbitrio des Jakob Andräå Mümpelgardisches Religionsgespräch, des Aegydius Hunnius und andere Schriften über diese Materie gelesen habe. In der Folge hatte er sich in die Jesuitischen und Jansenistischen die Arminianischen und Reformirten Streitigkeiten vertieft, und auf seinen Reisen Gottesgelehrte von allen Kirchen

und sonderlich den Anton Arnauld, den seine Verehrer den Grossen nannten, darüber zu Rathe gezogen. Gleichwol musste er gestehen, er sey nur erst vor wenig Jahren völlig berichtigt worden. (*) „Ich war nicht im Stande, „sagt er, den Argumenten des Hobbes und „Spinosa für die unbedingte Notwendigkeit „aller Begebenheiten in der Welt völlig Genüge zu thun, bis ich endlich die wahren „Gründe der Zufälligkeit der Dinge fand. „Auch hatte ich mir vorgenommen, eine Theodicee zu schreiben, worin ich Gottes Güte, „Weisheit und Gerechtigkeit sowohl, als seine „höchste Macht und unverhinderlichen Einflus „retten wollte." So hatte er den befriedigenden Ausgang einer Schwierigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch beunruhiget, erst am Ende seiner Tage, mitten unter seinen physischen und mathematischen Nachforschungen, und also auf Wegen, gefunden, wo man ganz etwas anders, als die Entscheidung theologischer Fragen zu suchen pflegt.

(*) S. Kappens Samml. vortr. Briefe S. 131. u. f.

Er hatte nemlich gefunden, daß alle Notwendigkeit der Bewegungsgeseze nur eine Notwendigkeit der Schicklichkeit sey. Auf diesem Geseze der Schicklichkeit beruhe die Trägheitskraft der Körper, die Gleichheit zwischen ihrer Einwirkung und Zurückwirkung, denn alle diese Geseze seyn nur notwendig, weil in einem Werke, das des höchsten Urhebers würdig seyn soll, die genaueste und durchgängigste Verknüpfung seyn muß. Die Bewegungsgeseze fliessen also ursprünglich aus solchen Maximen der Weisheit, die auf dem Saze des zureichenden Grundes beruhen. Wenn nun aus diesen allgemeinsten Bewegungsgesezen alle besondere können hergeleitet werden, die bey den verschiedenen Stoffen der Körperwelt, den Vesten und den flüssigen, nach ihren verschiedenen Graden der Feinheit und Federkraft Statt finden, so wie die Geseze sowol der einfachen Bewegungen, als der zusammengesezten in den unendlich manigfachen Zusammensezungen ihrer Richtungen, wenn die daraus entspringenden Veränderungen der leblosen Körper, die allervortheilhaftesten für die lebendigen Wesen, für die Menge und Manigfaltigkeit ihrer Empfindung-

en und die Leichtigkeit ihrer Einwirkungen auf die Körperwelt sind, wenn nach diesen Gesezen alles mit dem wenigsten Aufwande von Kräften ausgerichtet wird: so musste das Ganze, worinn alle, auch die kleinsten Theile, solchen Gesezen gehorchen, ein Werk seyn, dessen bewunderungswürdige Harmonie eben so sehr von der gränzenlosen Weisheit als von der unendlichen Güte seines Urhebers zeugte. Diese Harmonie in den grossen und sichtbaren Theilen mussten schon in der Harmonie des Unendlichkleinen zubereitet seyn, die Einheiten der Natur musste also zufällig seyn, da die Grade ihrer Kraft nur nach Maßgebung ihrer Harmonie zu dem Ganzen konnten bestimmt werden. Das war der Grund der Zufälligkeit der Dinge, den Leibnitz erst spät gefunden zu haben bekennt, daß alles was ist und geschieht, nur so ist und geschieht, weil es am schicklichsten ist, die besondern Geseze der Bewegung wegen der allgemeinen und alle wegen des Besten der lebendigen Geschöpfe.

Verschiedene einzelne Harmonien unter den Dingen in der Welt, ja selbst das höchste Ge-

sez vom zureichenden Grunde selbst, das sich dem Verstande in so vielen Fällen und so mancherley Gestalten als eine Notis communis darstellt, hatte er bereits sehr frühzeitig bemerkt. Schon in seiner neuen Hypothese im Jahr 1671. hatte er die Gleichheit des Einfalls und Reflectionswinkel aus der (*) Schiklichkeit derselben zu der Ausbreitung des Lichtes und des Schalles, so wie in seiner Theorie der abstrakten Bewegung die mittlere Richtung, welche ein Körper wählt, um auf dem kürzesten Wege nach einem Punkte zu kommen, wohin er durch zwey sich durchkreuzende Kräfte bestimmt wird, aus dem Saze des zureichenden Grundes hergeleitet, indem auf diese Art ein Zwek mit der Klugheit erreicht wird, die immer zu ihren Absichten den kürzesten Weg wählt. (**) Er hatte aus dem Geseze der Sparsamkeit die ersten Geseze aller optischen Wissenschaften hergeleitet, (***) und mit dieser Probe die End-

(*) S. Hyp. nova, S. 17.

(**) S. Theor, mot. abst. S. 19.

(***) Unicuu. Opt. Catoptr. Dioptr. priec. in den Act. Er. 1682. S. 158. u. in s. Werken T. III,

Ursachen, die allein zur Bewunderung der Weisheit Gottes führen, und die selbst ein Bako und Deskartes aus der Naturlehre verbannt hatten, wieder auf den Thron gesezt. Er hatte endlich das allgemeine Gesez aller Mittheilung der Bewegung in der Erhaltung der lebendigen Kräfte entdeckt. Allein alle diese Entdeckungen erfoderten noch die tiefsinnigste und erhabenste Metaphysik, wenn sie auf die grosse allgemeine Harmonie führen sollten, die alles unter sich befasst, und worin in der Körperwelt, alles im besondersten dem allgemeinen so wie beydes der Welt des Lebendigen, und insonderheit dem Reiche der Geister zustimmt.

Er bemerkte also, daß selbst in der Körperwelt vieles sich nicht anders erklären lasse, als aus seinem Nuzen für die Geisterwelt, ja daß die Verkettung der blinden wirkenden Ursachen von ihren allgemeinsten bis auf ihre besondersten Geseze auf ihre Schicklichkeit als Mittel zu gewissen Zwecken auser ihrem Kreise führten. In der Körperwelt hat sich also, nach seinem System, die Weisheit und Klugheit ihres Schöpfers abgedruckt, indem er alles

zum Vergnügen und der Glückseligkeit der Lebendigen veranstaltet, und zwar dergestalt daß er allen Reichtum und alle Pracht in den Absichten ohne die geringste Verschwendung in den Mitteln, erreicht.

Die Entdeckung dieses Bewegungsgrundes der göttlichen Wahl für Zweck und Mittel, den er in so vielen Fällen durch die Erfahrung bemerkt hatte, führte endlich den Weltweisen zu dem natürlichen Gedanken: ein Werk, wie die Welt, das in allen seinen hellen und begreiflichen Theilen, das beste sey, müsse es auch in seinen dunkeln und unbegreiflichen seyn, und so entstand die erste Grundlage seines erhabenen Optimismus. Die Lehre, daß diese Welt die beste sey, konnte unmöglich ganz neu seyn; auch war sie es nicht; und doch können wir ihm die Ehre sie entdeckt zu haben, und das Recht, sie die seinige zu nennen, nicht absprechen. Niemand vom Plato an bis auf Keppler hatte ihren Begriff so deutlich entwickelt, ihren Beweis auf solche Grundsäze gebauet, und von ihr selbst so allgemeine, richtige und tiefsinnige Anwendungen gemacht.

Alle Rechtfertigungen der Güte Gottes in

Ansehung der Zulassung des Uebels in der Welt, waren unzulänglich befunden worden. Die neue Theorie die Leibnitz vortrug, ergänzte ihre Mängel und nuzte was sie richtiges enthielten Die Karteſianiſche Philoſophie hatte geglaubt, die Schwierigkeit zu heben, indem ſie die Uebel in der Welt als unvermeidliche Folgen der allgemeinen Geſetze vorſtellte, die die Weisheit in der Regierung der Welt befolgen müſſe. Leibnitz verkannte nicht, wie viel Schönheit in dem Plane der Welt aus dieſer Unterordnung der beſondern Geſeze unter die allgemeinen entſpränge. Allein die Vernunft erfordert eine noch weitere Unterordnung der Mittel, ſie will, daß, was aus den allgemeinen Geſezen folgt, auch gut und ein Mittel von Glückſeligkeit für die Geiſterwelt ſey. Die Ausdehnung welche Leibnitz der Verkettung aller Dinge mit allen Dingen durch Urſach und Wirkung, Mittel und Abſicht gab, leiſtete dieſe vernünftige Forderung.

Die Beiſpiele, die ſelbſt die Erhaltung von der Nüzlichkeit der Uebel in den Theilen für das Wohl des Ganzen an die Hand giebt, beweiſen wenigſtens die Möglichkeit einer ſolchen

Verknüpfung. Allein diese blose Möglichkeit gewähret uns nicht die Gewisheit von der Wirklichkeit. Auch von dieser gab Leibnitz einen allgemeinen Vernunftbeweis aus der notwendigen Handlungsweise des besten Willens; der einzige Beweis, den die Schranken des menschlichen Verstandes zulassen, mit dem man sich begnügen mus, wenn man die Beschaffenheit des Werkes nicht durch unmittelbares Anschauen beurtheilen kann, der aber so bündig ist, als jeder andere Vernunftbeweis, da der Schlus auf die Vortreflichkeit des Werkes von dessen vollkommensten Urheber nicht trügen kann. Wenn die Wisbegierde unsers Verstandes oder die Unruhe unsers Herzens einen stärkern wünscht, wenn sie verlangt, die Nüzlichkeit jedes Uebels selbst zu sehen, so wünscht sie etwas unmögliches, wenigstens etwas das uns nur nach und nach, und so, wie wir die Einrichtung der Dinge durch die Erfahrung kennen lernen, kann gewähret werden. Die Regierung Gottes wird immer für den endlichen Verstand ihre Dunkelheiten, ihre Geheimnisse, ihre unergründlichen Tiefen behalten, und dieser Umstand wird es nie zulassen, daß

unsere Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit derselben aus der Erfarung allgemein und vollständig werde.

Diese Warheit, die auf den ersten Anblick seinem System so ungünstig scheint, nusste er sehr glücklich, um sie zu der Beylegung der Streitigkeiten über die göttlichen Ratschlüsse zu empfehlen; Er lies es sich gefallen, daß die Vertheidiger der unbedingten Ratschlüsse Gottes, sich auf ihre Unerforschlichkeit beriefen, wenn man nur den Grund dieser Unerforschlichkeit in den engen Gränzen unsers Verstandes suchte, der die Motive, wodurch die Masregeln der göttlichen Regierung bestimmt werden, nicht einzusehen vermag. Da wo die meisten Streitigkeiten aus der Vieldeutigkeit der Worte entstehen, und wo gleichwohl die Worte, die einmal dem Sektenhaß zur Losung geworden sind, eine unverdiente Wichtigkeit erhalten haben, ist es kein geringes Verdienst, wenn man diese Vieldeutigkeit entdeckt, und den Partheygeist dadurch zum Schweigen bringt, daß man ihm die verschiedenen Seiten zeigt, von welchen die Worte, ohne Eintrag

der Warheit beibehalten oder verworfen werden können.

Bayle und Sophie Charlotte waren nicht mehr, als die Theodicee erschien. Das wäre ein Grund gewesen; warum Leibnitz sein Werk würde zurük gehalten haben, wenn es ein bloses polemisches Interesse gehabt, und nicht eine ganze zusammenhängende neue Theorie enthalten hätte, die auch, ohne einen Gegner zu belehren, noch einen ausgebreiteten Nuzen haben konnte. Schriften, die nichts weiter zur Absicht haben, als die Gedanken eines angesehenen Schriftstellers zu berichtigen, und die also blos eine schriftliche Unterhaltung über seine Meynungen enthalten, schienen ihm nicht werth, bekannt gemacht zu werden, sobald der geprüfte Schriftsteller selbst sie nicht mehr nuzen konnte. Das war der Grund, den er selbst angiebt, warum er seine Prüfung des Lokischen Versuchs von dem menschlichen Verstande nach Lockes Tode ungedrukt liegen lies. Diese Gesinnung, dem Schriftsteller, den er sich zum Gegner gewählt hatte, zu nuzen, verbreitete einen Ton von Mäsigung, von

Grossmuth und Achtung durch seine Streitschriften, worinn sich ein Mann ausdruckt, der mit dem Gefül, seiner Würde sich bewusst ist, daß er für Leser von den edelsten Empfindungen schreibt, und diese Gesinnungen belebten ihn auch durch seine ganze Theodicee.

Die Weltweisheit hatte in diesen Zeiten ausser der grosen Königin von Preussen noch eine andere erleuchtete Freundin in der Prinzessin von Wales. Der Eifer, mit welchem sich diese Fürstin für die schweren Untersuchungen der Thedicee interessirte, hatte für die weitere Aufklärung derselben die vortheilhaftesten Folgen; Sie nahm sich gegen den berühmten Samuel Clarke der Leibnitzischen Lehrsätze an, die der Neutonischen Philosophie am augenscheinlichsten wiedersprochen. Daraus entstand der vortrefliche Schriftwechsel zwischen beiden grosen Männern, der pur durch den Tod des deutschen Weltweisen unterbrochen ward.

Das, was Leibnitz am meisten an den blos mathematischen Grundsäzen der natürlichen Philosophie aussezte, war ihre Unzulänglichkeit

zu einer richtigen und ausgebreiteten Erkenntnis Gottes. Er glaubte, so lange man nur bei der blossen Ausmessung der Ausdehnung und der Kräfte stehen bleibe, ohne nach den Gründen der Geseze zu fragen, wornach die Kräfte wirkten, könne man zwar durch die Weltbetrachtung von der unendlichen Macht Gottes, keineswegs aber von seiner unendlichen Weisheit überzeugt werden. Um auch zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, bedürfe man metaphysischer oder theologischer Grundsäze, die alle von dem ersten Geseze ausgehen, daß in der Welt nichts ohne zureichenden Grund erfolge. Denn darinn bestehe eben die unendliche Weisheit des Urhebers der Welt, daß alles durch dieses grose Gesez der Weisheit, nichts ohne Grund zu veranstalten, unter einander auch im kleinsten im genauesten Zusammenhange stehe, daß hienach in der Körperwelt alles zum Besten der Geisterwelt veranstaltet sey, ja daß die Weisheit in der Körperwelt selbst die Mittel, nach dem Gesez der Sparsamkeit, so eingerichtet habe, daß man in verschiedenen Fällen daraus ihre besondere Geseze herleiten könne.

Diesem Saz des zureichenden Grundes, dem er eine so neue Ausdehnung gab, daß man ihn gewissermasen seinen Saz nennen konnte, glaubte er ohne Beweis annehmen zu dürfen. Alles, was er zu seiner Empfehlung beibrachte, war: daß man sich desselben bei tausend Gelegenheiten bediene, und daß aus Vernachläsigung seines Gebrauchs alle die Hirngespinste, von der Selbständigkeit der Zeit und des Raumes, vom Leeren, von den Atomen, von dem physischen Einflusse entsprungen seyn. Wollte Gott! ruft er aus, daß man sich immer so klarer Grundsäze bedienet hätte. (*)

Die Anwendung dieser erhabenen Warheiten von der Weisheit und Güte, die immer nach den Gründen des Besten handelt, war für die blosen mathematischen Grundsäze der Natur fürchterlich. Ihr Gebäude wurde dadurch in mehrern von ihren Hauptpfeilern erschüttert. Gegen den leeren Raum erhoben sich aus ihnen Einwürfe, die unüberwindlich waren.

(*) Cinq. Ecrit. de M. Leibniz 127.

Nach Neutons Philosophie war die Materie gerade der unbeträchtlichste Theil der Welt, der beträchtlichste war das Leere. Desto schlimmer für diese Philosophie, sagte Leibnitz; denn je mehr Materie wirklich ist, desto mehr hat Gott Gelegenheit seine Weisheit und Macht zu äusern, und das ist, sezte er hinzu, unter andern, die Ursach warum ich überall kein leeres in der Welt zulasse. Diese andern Ursachen hingen alle von dem mächtigen Geseze des zureichenden Grundes ab. Wenn alle Weltsubstanzen aufs genaueste verknüpft seyn sollen: so kann keine von der andern durch einen leeren Raum insulirt seyn. Zu diesem ersten Argumente sezte er das andere hinzu, das auch deswegen schon hier einen vorzüglichen Plaz verdienet, weil es zu einem neuen grosen und weitherrschenden Grundsaze, dem Saze des Nichtzuunterscheidenden führte.

Auch darin fand nemlich sein Tiefsinn den leeren Raum in der Welt seinem ersten metaphysischen Grundsaze entgegen, daß, da der leere Raum, nach der eignen Meinung seiner Vertheidiger überall vollkommen gleichförmig sey,

man keinen Grund finde, warum Gott einen Theil desselben zur Rechten und nicht zur linken oder zur Linken und nicht zur Rechten gestellt habe. Diesem Argumente sezte Clarke die Instanz entgegen, daß, wenn Gott Gründe haben könne, zwey vollkommene gleiche und ähnliche Stücke Materie an verschiedene Orte zu stellen, nicht abzusehen sey, warum nicht die Theile des leeren Raumes, an verschiedenen Stellen sollten seyn können. Das leugnet Leibnitz, indem er sich sogleich zu dem allgemeinen Grundsaze erhob, daß unmöglich zwey wirkliche einzelne Dinge einander völlig ähnlich seyn können.

Doch dies war das wenigste, wodurch seine metaphysischen Lehrsäze Neutons System berichtigte. Da sie ihm von dem Verhältnis des höchsten Wesens Begriffe gaben, die gar nichts von dem unvollkommenen in Gott zulassen konnten, was wir so geneigt sind von dem Endlichen auf das Unendliche überzutragen, so musste er seine Vorstellung von dem leeren Raume in der Welt als dem Sensorium der Gottheit, so wie von der übernatürlichen Wie-

derherstellung der Weltmaschine mit der dogmatischen Entschlossenheit verwerfen, von der er sich so gut zu entäussern wusste, wenn es auf weniger unumstössliche Warheiten ankam, als die sind, welche aus dem Begriffe des vollkommensten Wesens folgen.

Neuton glaubte, daß die Bewegung der grossen Weltkörper, durch verschiedene Umstände, als z. B. durch ihr gegenseitiges Anziehen, eine Verminderung leiden müsse, wodurch mit der Zeit eine Zerrüttung erfolgen werde, die nicht anders als durch eine unmittelbare Darzwischenkunft ihres Schöpfers könne wieder in Ordnung gebracht werden. Das schien ihm nach den vortreflichen Grundsäzen seiner physischen Astronomie unvermeidlich zu seyn. Die Erfahrung hat darüber noch nicht gesprochen, ob diese Zerrüttungen wirklich erfolgt seyn, noch weniger, ob denselben durch keine andere Veranstaltungen, als durch die unmittelbare Einwirkung des Allmächtigen könne abgeholfen werden. Leibnitz, seinen grosen Grundsäzen von der unendlichen Grösse der Gottheit getreu behauptete mit eben der Entschlossenheit, daß

diese

diese Veranstaltungen in der Natur von jeher müssen zubereitet seyn, daß ihre Kräfte sich selbst einander wieder herstellen, aufspannen, ersezen müssen, nur das könne man in einem Werke erwarten, das der unendlichen Weisheit seines Urhebers würdig seyn solle.

So führte sein Lehrgebäude von allen Seiten den denkenden Verstand auf die gröste und edelste Philosophie, groß und kühn und weit- umfassend in ihren Grundsäzen, unerschrocken in ihrer Anwendung, edel in ihren Gesinnungen. Voll Zuversicht auf die Macht der Wahrheit, scheute sie nicht den Widerstand, den die ungewonte Warheit finden muß, wenn ihr erster Anblick anstössig ist, und ihre Ueberzeugung mehr als gemeine Anstrengung erfordert. Ihres Sieges bey dem gewiß, der durch fortgeseztes Forschen ihre Spur findet, und durch die Grösse der Aussichten sich kann gewinnen lassen, welche die Betrachtung der endlosen Kette darstellt, womit die Verstandeswelt vom Unendlichkleinen bis in das gränzenlose Grosse an dem Throne des Ewigen befestigt ist; hat die tiefsinnigste

Philosophie, wie die höchste Dichtkunst, ihr Erhabenes, welche hat es denn mehr als Leibnitzens Philosophie? Alle die bewunderungsvolle Grösse und Ordnung des Weltalls, worin durch unermeßliche Räume die unendliche Menge der Himmelskörper in unverrükten Kreisen nach einfachen Gesezen wandeln — dieses erhabene Schauspiel des Verstandes umfaßt auch sein Lehrgebäude. Allein ausserdem dringt es auch in die Tiefen des Unendlichkleinen, erhebt sich zu dem ordnenden Verstande des Weltregierers, der die Ordnung des Unermeßlichgrossen aus der Ordnung des Unendlichkleinen entspringen heißt, und indem er beyde dem Vergnügen und der Glückseligkeit der Lebendigen dienstbar macht, die Welt der Körper und der Geister durch unauflößliche Bande verknüpft und durch diese wundervolle Harmonie, die überall von höchster Vernunft, Weisheit und Güte zeugt, den betrachtenden Verstand entzückt. So konnte er mit Recht sagen: „einer der besten Nuzen „der Philosophie und insonderheit der Natur„lehre ist, die Frömmigkeit zu nähren und „uns zu der Gottheit zu erheben.

Ein Werk, worin er ein solches Lehrgebäude vollendet hatte, verdiente ein Leben zu krönen, das ganz der Erforschung der Warheit heilig gewesen war. Leibnitz hatte den ganzen Weg des menschlichen Geistes durch alle Wissenschaften zurükgelegt, um am Ziele seiner grossen Laufbahn alle seine Kränze in dem Tempel des Ewigen aufzuhängen. Wenn diese heilige Philosophie, womit ein Mann alle seine Untersuchungen krönte, dessen ungewönliche Talente, unterstüzt von einem Fleisse ohne Beyspiel, alles menschliche Wissen erschöpft hatte, — wenn diese Philosophie nicht die leichte Faßlichkeit hat, die man mit Unrecht von einem System von Warheiten verlangt, dessen Gegenstand ganz über die Sinnen erhaben ist: so ist es nicht die Schuld der Weltweisen. Die Erkenntniß Gottes ist die höchste Vollkommenheit des menschlichen Verstandes, und die Schwierigkeiten, die uns bey dieser erhabenen Erkentniß die Schattenbilder der Sinne machen, dringen mit einer Gewalt auf, die nur erst durch eine anhaltende Uebung und eine lange Vertraulichkeit mit dem Unsichtbaren kann überwunden werden. Zwar hatte Leibnitz seine

Theodicee nicht blos den Gelehrten bestimmt, er hatte, wie er selbst sagt, die metaphysischen Warheiten darin popular vorgetragen, und sie wird von Personen von allen Ständen und beyden Geschlechtern, mit dem Vergnügen gelesen, das jedem Leser von gebildeter Vernunft ein Werk gewären muß, das mit aller der Anmut geschrieben ist, die die Würde und der Tiefsinn seines Inhalts zuläßt, ein Werk, worin der Verstand und das Herz in gleichem Maase seine edelste Unterhaltung findet. Ohne Zweifel mußten seine Zeitgenossen dem Philosophen mit ihren Kenntnissen und mit ihrer Anstrengung weiter entgegenkommen, als er von seinen Nachkommen erwarten durfte, bey denen die Erleuchtung das was sie an Ausbreitung gewinnt, an Tiefe zu verlieren scheint.

Unter solchen Arbeiten, die nur Erholungen von den mannigfaltigsten und unähnlichsten Geschäften waren, wurden seine Lebenskräfte endlich und doch später erschöpft, als ein solches Le-

ben erwarten ließ. Ob er sich gleich bisweilen sagen mußte, was er an seinen Freund Jablonsky schrieb: ich habe genug gearbeitet, so riß ihn dennoch die Thätigkeit seines Geistes, so sehr er von den Schmerzen der Gicht verzehrt war, zu dem Vergessen seiner Schwachheit fort, und nur das Ende seines Lebens war das Ende seiner Geschäftigkeit.

Er starb im Jahr 1716 den 14 November, in einem Alter von siebzig Jahren, und noch ist er in seinem Jahrhundert der Einzige geblieben. Noch hat man in Einem Manne so verschiedene und einander widersprechende Gaben nicht in einem so hohen Grade zusammen gefunden, noch hat man nicht so verschiedene Geschäfte mit so wenig Anstrengung verrichten, noch hat man keinen in so verschiedene Lebensarten mit so vieler Leichtigkeit sich schiken gesehen, noch nicht so viel Ausbreitung mit so viel Tiefsinn, den Rechtsgelehrten mit dem Geschichtsforscher, den Geschichtsforscher mit dem Sprachkundigen, den spizfindigen Forscher mit dem angenehmen Schriftsteller und alles

dieses mit dem Mathematiker und Philosophen, und zwar so vollkommen, in Einem Manne zusammen gefunden. Nur ein Mann wie Leibnitz konnte unmittelbar von der grösten Abgeschiedenheit zu einem geschäfvollen Leben übergehen und von diesem wieder in die tiefste Abgeschiedenheit zurükkehren, ohne etwas von dem beschwerlichen dieses Ueberganges zu fühlen. Mit eben der Gegenwart des Geistes, womit er die schwersten Geschäfte trieb, grosse Entwürfe ersann, bis ins kleinste ausarbeitete, und hernach ihre Ausführung lenkte, wußte er den Faden seiner tiefsinnigsten mathematischen und metaphysischen Untersuchungen wieder aufzunehmen, seine gelehrten Streitigkeiten fortzuführen, ohne die spizfindigste Streitfrage zu vergessen oder irgend einen entscheidenden Gesichtspunkt zu übersehen, alles zu lesen, sich von allem benachrichtigen zu lassen, ohne durch diese allgemeine Wißbegierde an dem Eindringen in jede Materie gehindert zu werden. Eben die Gegenwart des Geistes, die ihn zu seinen Geschäften und zu seinen gelehrten Arbeiten begleitete, verlies ihn nicht in dem Umgange der Fürsten, und wußte ihm das Betragen und

den Ton durch eine Art von Inspiration mitzutheilen, womit er selbst in ihren geistreichen Spielen nicht ausser seinem Plaze schien. Bey einem Manne, der seine ganze Zeit den Höfen gewidmet hätte, würde es kaum angemerkt zu werden verdienen, daß er in ihren Lustbarkeiten seine Rolle zu spielen wuste, aber in dem Leben eines tiefsinnigen und geschäftvollen Gelehrten, wie Leibnitz, darf es vielleicht, als ein Beweis der unbegreiflichen Allgemeinheit seines Geistes nicht übergangen werden, daß er bey einem fröligen Abendessen an dem Hofe zu Hannover bey der Vorstellung einer Nachahmung des Festes des Trimalcion den Dichter Eumolpus vorstellte, der in Versen aus dem Stegreife spricht, die, wenn sie auch schlechte französische Verse waren, doch in seinem Munde wenigstens den Werth der Sonderbarkeit erhielten.

Bey so manichfaltigen Gaben, und so ausserordentlicher Thätigkeit ist es kein Wunder, daß er durch alle Würden geehret wurde, die ihm sein gewähltes Vaterland geben konnte ja daß fremde Fürsten, denen er durch Rath

oder Dienste nüzlich gewesen war, sich beeyferten, ihm mit Belohnungen und Ehrenstellen entgegen zu kommen. Es ist bis hieher verspart worden, von diesem Theile seiner Denkwürdigkeiten auf einmal und ganz kurz zu reden. Ich durfte in der Geschichte eines solchen Mannes die Jahre seines Lebens nur nach der Entwikelung seiner Entdekungen und nach den Fortschritten seines Verdienstes um die Warheit bezeichnen.

Es läßt sich nur aus dem allgemeinen Vertrauen auf seine Thätigkeit erklären, daß so viele Fürsten sich bewarben, ihn mit Beybehaltung seiner Aemter in ihre Dienste zu ziehen. Schon im Jahre 1691. ernannte ihn der Herzog von Braunschweig Anton Ulrich zu seinem Hofrathe und Oberaufseher der Wolfenbittelschen Bibliothek, mit dem ausdrüklichen Auftrage, für die Verfertigung eines Verzeichnisses derselben zu sorgen. Wie viel er in diesem grossen Bücherschaze gearbeitet, davon kann man die häufigen Beweise noch jezt nicht ohne Bewunderung warnehmen. Und doch war dieses nicht die einzige Arbeit, die er in dem

Dienste des Herzoges übernehmen mußte. Die bekannten Religionsgesinnungen dieses Fürsten veranlassten einige weit aussehende Unterhandlungen über die Vereinigung der Katholischen und Lutherischen Kirche, die wegen der Verdrüsslichkeiten merkwürdig sind, die sich die Gottesgelehrten zu Helmstädt durch ein einsichtsvolles und friedfertiges Gutachten zuzogen, welche Leibnitz auf Befehl des Herzogs vermittelt hatte. Im Jahr 1696. wurde er endlich von dem Churfürsten Ernst August zur Würde eines wirklichen Geheimen Justizraths erhoben, die ihn doch nur den schwersten und wichtigsten Berathschlagungen der Staatsminister beyzuwohnen verpflichtete. Allein diese konnten damals nicht selten seyn, da der Hof wegen der neuen Chur, des Erzamtes, und der Lauenburgischen Erbfolge in wichtige Streitigkeiten verwikelt war, deren Leitung und schriftliche Ausführung ihm vorzüglich aufgetragen war.

Einen Zuwachs von Arbeit erhielt er durch die Errichtung der Societät der Wissenschaften zu Berlin im Jahr 1701 eben als er

nebst dem berühmten Jablonsky mit der preusischen Religionsvereinigung beschäftigt war. Wie vielen Eifer und Sorgfalt er auf dieses Werk verwandte, dessen erster Präsident keiner mehr zu seyn verdiente, als der grosse deutsche, der nach dem Urtheile eines grossen Königs, selbst allein eine ganze Akademie hätte ausmachen können, davon können wir uns nicht besser, als durch den Briefwechsel mit Jablonsky überzeugen, der ausser dem Vereinigungsgeschäft blos die Errichtung der Societät der Wissenschaften betrift. Alles war dabey ihm überlassen, er allein unterzog sich auch der geringsten Arbeit bey einem Werke, das in seinem Entstehen nicht wenig Schwierigkeiten fand. Den Plan zu entwerfen, Geseze zu machen, die gelehrten Arbeiten zu bestimmen und zu vertheilen, die Mitglieder aufzusuchen, und, da die meisten Auswärtige und er selbst mehrentheils von Berlin abwesend war, über das alles Briefe zu wechseln, das hatte er sich dadurch noch mehr erschwert, daß er seiner neuen Societät eine Ausdehnung geben wolte, dergleichen noch keine vor ihm gehabt hatte, und wozu er also auch

die Geseze und Einrichtung der bisher bekannten, wenig nuzen konnte.

Am meisten beschäftigte ihn die Einrichtung ihrer Finanzen, die nach den grossen Unternehmungen, wozu er seine gelehrte Gesellschaft geschikt hielt, nicht ansehnlich, und nach seinen politischen Grundsäzen, nicht sparsam genug seyn konnten. Er brachte endlich zwey Quellen in Vorschlag, das Kalendermonopolium und einen Bücherzoll, wovon aber nur das Erste bewilligt wurde. Den Bücherzoll, so hart er würde gewesen seyn, hielt er darum für gerecht, weil er glaubte, daß es billig sey, von denen einen Beytrag zur Erhaltung der Societät zu fodern, welchen sie am meisten nuzen könne, und zugleich den Umlauf so vieler schlechten Bücher zu hindern, mit denen die Welt überschwemmet werde. Indem er das Bücherwesen mit so wenig Nachsicht behandelte und von dem unbrauchbaren Theile desselben so wichtige Einkünfte erwartete: so maß er den Nuzen eines Buchs ohne Zweifel blos nach seinen Bedürfnissen ab, ohne auf

die verschiedenen Bedürfnisse so ungleicher Leser Rücksicht zu nehmen. Um die neue Gesellschaft in Thätigkeit zu sezen, begnügte er sich nicht damit, ihre Glieder zu nüzlichen Ausarbeitungen aufzumuntern, ihnen dazu Materien vorzuschlagen, und ihre Untersuchungen durch Rath, fruchtbare Winke und Hülfsmittel zu erleichtern. Er selbst gieng ihnen mit seinem Beyspiele vor, und der erste Theil ihrer Abhandlungen, der mit vieler Mühe endlich im Jahr 1710. unter der Aufschrift: Miscellania Berolinensia erschien, war insonderheit mit Leibnitzens Schäzen in allen Fächern bereichert.

Die Ehrenzeichen, womit ihn die Achtung der Fürsten überhäufte, begleiteten ihn sein ganzes Leben hindurch, und noch im Jahr 1710 und 1711. wurde er von dem rusischen Kayser Peter dem grossen zum Geheimen Rath, so wie von dem Kayser Carl dem sechsten zum Reichshofrath ernannt und in den Freyherrnstand erhoben. Dem russischen Monarchen war er in Torgau, wo das Beylager seines unglücklichen Sohnes mit der Braunschweigischen Prinzesin begangen wurde, vorgestellt worden,

Er nuzte die Unterredung mit ihm zum Besten der Wissenschaften, und sie war zwey so grosser Männer würdig. Der Schöpfer der Kultur seines weitläuftigen Reiches unterhielt sich mit dem grösten Gelehrten seiner Zeit über die Abweichungen der Magnetnadel, und versprach ihm in seinen weiten Staaten über diese ausserordentliche und noch nicht erklärte Naturerscheinung Beobachtungen anstellen zu lassen, die vielleicht auf ein beständiges Gesez und von da auf ihre unsichtbare Ursach führen konnten.

So wie die Geschäfte seines öffentlichen Lebens nicht den Arbeiten seines beschaulichen Lebens geschadet hatten, so wie immer eines dem andern war dienstbar gewesen, so waren seine Beschäftigungen mit den Wissenschaften immer die eine der andern nüzlich. Sein philosophischer Blik leitete ihn in seinen historischen und etymologischen Untersuchungen, so wie diese nebst seinen matemmatischen Kenntnissen seinen philosophischen Untersuchungen zu Hülfe kamen. Dieser philosophische Geist hieß ihn, wenn er sich damit zur Geschichte begab, nur bey

dem Wichtigen zu verweilen und in jeder Richtung bis zu der ersten und allgemeinen Ursach vorzudringen, in den mathematischen Wissenschaften nicht bey den Dichtungen, womit die Geometrie sich ihren Gang erleichtert, stehen zu bleiben und sie in die Natur überzutragen, vielmehr verschiedene ihrer Kunstgriffe auf die Erforschung der Warheit in der Philosophie anzuwenden, und auch da das Unbekannte nach eben den Gesezen zu behandeln, wie man es in der höhern Geometrie nach den Gesezen des Bekannten zu behandeln pflegt.

Der Vorzug der Analysis der Grössen, nach gewissen Regeln blindlings aus dem Bekannten das Unbekannte zu finden, schien ihm zu beneidenswürdig, als daß er ihn nicht auch hätte der Philosophie wünschen sollen. Dazu würde nun eine gewisse Bezeichnungskunst der Beschaffenheiten gehöret haben, vermittelst welcher man diese eben so wie die Grössen hätte behandeln können. Das war die allgemeine Sprache, an die er sein ganzes Leben hindurch dachte, nicht die allgemeine Sprache die Dabgarne, Wilkins und andern gesucht haben, die

blos die Mittheilung der Gelehrten unter den verschiedenen Nationen erleichtern sollte, ein Vorzug, den die seinige nebenher auch würde gehabt haben. Es war die Kunst, durch wesentliche Zeichen das Verhältniß der zusammengesezten Begriffe zu ihren einfachern Merkmalen, wie der Grössen zu einander auszudruken, und durch die regelmäsige Veränderungen ihrer Zeichen neue Warheiten zu entdeken, oder alte ohne Mühe zu beweisen. An der Auflösung dieser Aufgabe haben in der Folge immer Männer von dem grösten Tiefsinn, doch nur mit wenig Glük gearbeitet. Richer, Lambert, Ploucquet, Euler haben nur einen Theil seines Planes, die logische Bezeichnung, auszuführen gesucht, und es ist jezt, da die tiefsinnigen Untersuchungen in der Philosophie so wenig Aufmunterung finden, noch zweifelhafter als jemals, ob man werde weiter kommen können.

So boten sich Mathematik, Philosophie und Geschichtkunde bey ihm die Hände, um gegenseitig zu ihrer Vollkommenheit beyzutragen. Eben so nuzte er bey seinen philosophischen

Untersuchungen seine unermeßliche Bekanntschaft mit allen Gedanken, Lehrgebäuden, Warheiten und Irthümern der Alten und der Neuern. Sein Scharfsinn unterschied frühzeitig das Irrige, was ein System entstellte, und das Wahre, was, nach Absonderung des Irrigen, zurükblieb. Er sah also ein jedes, auch das fehlerhafteste Lehrgebäude, nur als eine unvollständige Darstellung der Warheit, an die vielleicht durch Mißverstand der philosophischen Kunstwörter noch mehr verunstaltet worden; und er glaubte daher, daß man die gröste Summe von Warheiten finden werde, wenn man die eine Philosophie durch die andere berichtigte und ergänzte. Er glaubte, wenn man die Philosophie des Aristoteles von einigen Mißbräuchen säuberte und ihren Kunstwörtern einen verständlichen Sinn unterlegte, daß man dadurch die mechanische Philosophie der Atomisten vortreflich ergänzen könne, so wie nach seiner Meynung wiederum die mechanischen Grundsäze in der Naturlehre von ausgemachtem Nuzen wären, wofern sie nur durch die metaphysischen Grundsäze vollständig gemacht würden. Er lies der Induktionsmethode des Ba=

con Gerechtigkeit widerfahren, behauptete aber, daß man die Syllogistik des Aristoteles, die er für eine der grösten Erfindungen des menschlichen Geistes hielt, viel zu rasch verworfen habe. Weit entfernt dieser übereilten Verwerfung beyzutreten, suchte er vielmehr die Syllogistik noch weiter auszubilden, und vermehrte wirklich die Arten (Modi) jeder Figur bis auf sechse, (*) Dis war nicht der Eifer des Jünglings, der noch von seinem Schulunterricht warm ist, und für Vorurtheile streitet, die er noch nicht Zeit gehabt hat, abzulegen. Es ist die Sprache des Veteranen, der noch am Ziele seiner Laufbahn die Feder ergreift, um das, was er für nüzlich hält, gegen einen so fürchterlichen Feind, als Locke zu retten.

Dieser Geist, das Gute, das man ohne Grund verworfen, wieder in seine Rechte einzusezen, ließ es ihm bedauren, daß die edle affektvolle Philosophie des Plato, der man selbst in der höhern Naturlehre nicht entbehren

(*) S. Oeuvr. posth. S. 447.

könne, durch die mechanische verdrängt worden. Er glaubte aber, daß sich beyde sehr gut verbinden liessen, daß, wenn Platons Zeitalter mit der Betrachtung der Endursachen und also der Weisheit und Güte des Schöpfers haben anfangen müssen, weil diese der Betrachtung, die noch nicht durch die Hülfsmittel der neuern Physik unterstüzt ist, näher liegen, wenn also die Neuern in der mathematischen und chymischen Naturforschung weiter gekommen seyn, und die Wissenschaft der wirkenden Ursachen zu einem Grade erweitert haben, denn die alte Philosophie auch nicht ahnden konnte: so dürfe man doch nicht bey diesen stehen bleiben, wenn man sich durch die Betrachtung der Natur zu der Anbetung der göttlichen Weisheit erheben wolle. Er trieb diese Liebe der Platonischen Philosophie so weit, daß er selbst ihre poetische Einkleidung nicht verschmähete und dadurch auch seinem tiefsinnigsten Vortrage eine Farbe gab, die durch ihre Schönheit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und dem Herzen gefällt. So sollte seine Philosophie alles Wahre und Gute enthalten, was je ist gedacht worden. Die Kunst, alle die zerstreuten Glieder

der Warheit wider zu einem schönen Körper zu vereinigen, ihm Leben einzuhauchen, ihm eine befruchtende Kraft mitzutheilen, machte selbst das, was er von Andern genommen hatte, zu seinem eigenen. Ihm deswegen die Ehre einer Theorie streitig machen, weil das erste Wort dazu vielleicht in einem vergessenen Schriftsteller der Vorwelt gefunden wird, würde eben so viel seyn, als den Pythagoras für den Erfinder der Trigonometrie erklären, weil er einen Lehrsaz erfunden hat, auf den sie sich bey jedem Schritte stüzen muß. Wenn es ein Vortheil der spätern Zeiten ist, die Gedanken ihrer Vorgänger nuzen zu können: so sollte man glauben, müsse derjenige ins Heiligtum der Warheit am tiefsten eingedrungen seyn, der sie am meisten und scharfsinnigsten benuzt hat. Ob dieses Leibniz gethan habe, darüber müssen notwendig die Meinungen getheilt seyn, und wer darf ohne Vermessenheit unternehmen, das Urtheil der Welt durch einen Machtspruch zu bestimmen. Nüzlicher ist es vielleicht, die Schiksale seiner Philosophie bis auf unsere Zeiten mit einem allgemeinen schnellen Blike zu überschauen, um zu bemerken,

was nach ihm an seinen Lehrsäzen berichtiget ist, oder wie man seine Aufklärungen genuzt hat.

Leibniz hat uns seine Philosophie nur in zerstreuten Blättern zurükgelassen, die sich an die gangbarsten Untersuchungen seiner Zeit anschlossen, nur das enthielten, was von dem bekannten abwich, und zwar in einer Kürze, die blos den geübtesten Kennern konnte unterrichtend seyn. Diese Gestalt haben selbst seine Principia Philosophiæ, die er im Jahr 1713. für den Prinz Eugen von Savoyen schrieb. Wenn sie also sollte auch ausser den Schulen der Gelehrten gemeinnüzig werden, so mußte sie erst weitläuftiger und in einem zusammenhangenden System vorgetragen werden.

Dieses glüklich ausgeführt zu haben, ist das Verdienst, welches man dem grossen Wolf nicht absprechen kann. Um aber den Werth dieses Verdienstes gegen seine Vorgänger und Nachfolger richtig zu schäzen, muß man genauer zu bestimmen suchen, was der Verbreiter dieser Philosophie sich selbst und was er seinen Vorgängern zu danken hatte, wie er den Fort-

gang seiner Nachfolger vorbereitet, und wie seine Nachfolger die Ausbreitung des durch ihn entzündeten philosophischen Geistes weiter befördert haben.

Das Charakteristische der Leibnitzischen Philosophie ist nicht, wie man gemeiniglich nach einer seichten und flüchtigen Beurtheilung derselben zu denken pflegt, dieser oder jener auffallende Lehrsaz als: die Monadologie oder die vorbestimmte Harmonie. Dem tiefer dringenden Auge unterscheidet sie sich durch den Tiefsinn ihrer Untersuchungen, durch die Verbindung der metaphysischen mit der mathematischen und physischen Theorie der Natur, der alten Methoden mit den neuesten, durch die Verbindung der Theorie des Einfachen und Zusammengesezten, des Scheins und der Warheit der sinnlichen und Verstandeswelt, so wie ihrer Geseze unter einander vermittelst der allgemeinsten und einfachsten Grundsäze. Nach diesem Plane, wie Wolf gethan hat, ein ganzes so weit umfassendes Lehrgebäude mit einer Genauigkeit und Umständlichkeit, die noch nicht ihres gleichen hat, aufzuführen, und auch in

den Theilen, die, wie die praktische Weltweisheit, in ihrem ganzen Umfange noch waren unberührt geblieben, das konnte nur das Werk eines ausserordentlichen Mannes seyn. Und wenn er noch mehr vorgearbeitet gefunden hätte, als er wirklich fand: so würde er doch ein solches Unternehmen nicht ohne die grösten Talente haben ausführen können. Das was er sich allein zu danken hatte, beweiset genug, daß er würdig war, das was Leibnitz angefangen hatte, zu Stande zu bringen. Das ist die Gerechtigkeit, die Leibnitz Wolfen selbst wiederfahren läßt, darauf gründete sich die ausgezeichnete Achtung, womit er ihn frühzeitig beehrte. (*)

(*) Mr, *Wolfius* est entré dans quelques - uns de mes sentimens; mais comme il est fort occupé à enseigner, surtout Mathematiques, et que *nous n'avons pas eu beaucoup de Communication ensemble sur la Philosophie; il ne sauroit connoitre presque de me sentimens que ce que j'en ai publié.* J'ai vu quelque chose, que de jeunes Gens ont ecrit sous lui: j'y ai trouvé bien

Seine Methode war Wolfen ganz eigen. Die Philosophie konnte sich der Evidenz nicht anders nähern, als auf dem Wege, den die Mathematik gewählt hat. Leibnitz hätte sich dazu gern der analitischen Methode, als der kürzern bedient, allein es ist ungewiß, ob sie kann ausser der Sphäre der Grösten angewendet werden. Wolf wählte daher die synthetische, und führte sie in seinen grossen und zahlreichen Werken, wenigstens mit einer Standhaftigkeit und Urtheilskraft durch, die schon allein Bewunderung verdienet. Wenn man aber auch gegen alle diese Verdienste wolle ungerecht seyn, so dürfte doch auch der strengste Richter das Verdienst nicht verkennen, eine Menge von bestimmten und fruchtbaren Begriffen in allen Wissenschaften und selbst in der Sprache des gemeinen Lebens ausgebreitet und der Philosophie eine festere übereinstimmigere Sprache

du bon.: il y a pourtant des endroits, dont je ne conviens pas. S. Lettre IV. à M. de Montmort in dem Rec. d. div. pieces und in Leibn. Werken T. V, S. 15.

verschaft zu haben. Diesen Nuzen haben die Wissenschaften den Wolfischen Schriften insonderheit in Ansehung der allgemeinen Begriffe zu danken, die, als Leitungsbegriffe, über ganze Felder Licht und Gründlichkeit verbreiten. Die grösten Männer haben sich nicht geschämt, aus seinen Schriften Aufklärungen zu schöpfen, die sie aller Orten vergebens gesucht hatten. Und — um nur Einen zu nennen, den sein mit Recht bewunderter Scharfsinn, mehr als jemand in den Stand sezte, allen fremden Beystand zu entbehren, — Lessing glaubte sich nicht zu erniedrigen, wenn er seine vortrefliche Theorie von der äsopischen Fabel Wolfs allgemeiner praktischen Philosophie verdankte.

Sollte man sich indeß durch hartnäckige Bestreitung der so oft anerkannten Verdienste eines grossen Mannes des Gewichts der Dankbarkeit gegen ihn schlechterdings entladen wollen: so würde man befürchten müssen durch die einmüthige Stimme aller Kenner der deutschen Litteratur von dem belehrt zu werden, was durch Wolfs deutsche Schriften die deut-

sche Sprache und der deutsche Verstand gewonnen hat. Für diese hatte Leibnitz nichts gethan. Seine besten Schriften waren in lateinischer und französischer Sprache geschrieben, und mit so vielem Geschmacke er sich dieser zu bedienen wußte, eben so geschmacklos, undeutsch und barbarisch sind die wenigen deutschen Aufsätze, die wir noch von ihm haben.

Das Verdienst, die Philosophie zuerst in der Landessprache vorzutragen, war selbst in Leibnitzens Augen ein groses Verdienst, und zwar nicht bloß um die Ausbreitung, auch um die Verbesserung der Philosophie. (*) Der Ge-

(*) Ego certe ea ratione (durch das philosophiren in der Landessprache) factum esse arbitror, ut in Anglia Galliaque paulatim scholastica philosophia exoleverit, quia jam dudum illæ gentes philosophiam sua linqua excolere cœperunt, ut ipsi plebi quodammodo atque etiam feminis aditus de talibus judicandi sit factus. *Præf. ad Niz. Antibarb.*

lehrte, welcher der Kunstwörter einer fremden Büchersprache gewohnt ist, glaubt oft das zu verstehen, was er nicht versteht, und er wird seinen Irrthum nicht eher inne, als wenn er sich in einer allgemein bekannten Sprache verständlich machen soll. Es ist natürlich, daß derjenige, der etwas zu denken glaubt, was er nicht versteht, unter der Hülle einer dunkeln Schulsprache, eben so gut spitzfindige Ungereimtheiten, als ächte Wahrheit aufnimmt. Die sicherste Probe, ob man bei dem, was man sagt, etwas denke, ist also ohne Zweifel, wenn man es in einer gemeinen und insonderheit in einer lebenden Sprache ausdruken kann. Die Wörter der lebenden Sprache bezeichnen nicht erst wieder die Worte einer andern Sprache, sie bezeichnen unmittelbar klare Vorstellungen der Sinne, auf die man in der Zergliederung der Begriffe immer am Ende zurückkommen muß; ein Mittel der Verständlichkeit, das denen, die bloß in einer todten Kunstsprache denken, bey jedem Schritte fehlen muß. In Italien, England und Frankreich, wo man zuerst angefangen hat, in der Landessprache zu philosophiren, hat man sich auch zuerst von der

Barbarey der Schulphilosophie losgemacht, die, wenn sie noch irgendwo in den dialektischen Hörsälen herrscht, nur unter dem Schutze einer todten Sprache herrschen kann.

Die deutsche Sprache ist mehr als eine andere europäische Sprache fähig, das Werkzeug einer lichtvollen und gründlichen Weltweisheit zu werden. Sie ist eine Stammsprache, ihr Wörterbau läßt mehr als in irgend einer andern zu, die Wörter, wie die Begriffe zusammen zu sezen, er verschmähet die unglückliche Leichtigkeit anderer europäischen Sprachen, barbarischen Wörtern aus der lateinischen durch eine leichte Umwandlung das Bürgerrecht zu geben. Diesem unabhängigen stolzen Reichthume unserer Sprache haben wir vielleicht den Vorzug zu danken, daß die deutsche Philosophie, auser den Gränzen der Naturlehre, der Philosophie der übrigen aufgeklärten Nationen, einige nicht unbeträchtliche Schritte zuvorgethan hat. Wer hat aber diesen Reichtum zuerst für die Philosophie zu benuzen, wer ihr zuerst diesen Vorzug zu geben gesucht? Wolf, und Wolf zuerst brachte in seine frühesten deutschen

Werke die Reinigkeit und Korrektion, die zu seiner Zeit, da die berühmtesten Schriftsteller, die Thomasius, die Gundlinge, ja selbst die schweitzerischen Sittenmahler, das elendeste französisch deutsch schrieben, noch so selten war.

Wolfs ächtdeutsche Schreibart gab zuerst den Ton an, den Mosheim, Gottsched und alle, die man für die Wiederhersteller der Reinigkeit und Korrektion in unserer Sprache hält, nur haben nachahmen können. Da diese Schriften, ob sie gleich zunächst für die Schulen bestimmt waren, doch den Grad von Popularität hatten, den man damals von philosophischen Schriften zu verlangen pflegte: so haben sie zur Verbreitung des philosophischen Geistes und der Gewonheit deutlicher Begriffe mehr als irgend etwas beigetragen.

Die neuern Revolutionen im Reiche des Geschmacks und der Gelehrsamkeit haben diesen Geist nur auf neue und mannigfaltigere Gegenstände geleitet, ohne ihn weder zu vertilgen, noch seine Hauptrichtung zu verändern. Die Meisterstücke in allen Arten der Dichtkunst,

die geschmackvollere Bekanntschaft mit den besten Werken der Alten und der Neuern haben den vorzüglichsten unter den deutschen Prosaisten, Leben, Kraft und Nachdruck im Ausdruck und Wendung mitgetheilt; man hat, statt ganzer Lehrgebäude, einzelne allgemein interessante Materien bearbeitet, man hat, statt des einförmigen dogmatischen Ganges der synthetischen Methode den abwechselnden unterhaltenden Gang der analytischen Untersuchung gewählt. Die Wahrheiten der Weltweisheit erhielten in Lessings, Moses Mendelssohns, Garvens, Engels, Abbts Schriften einen neuen allgemeinern Reiz durch die interressanten Anwendungen, die Kraft, Rührung und Anmuth der Sprache, durch die Schönheit der Form ihrer Compositionen, die ihr nur die Verbesserung des Geschmacks, die Bereicherung der Sprache an Ausdruck und Wendung geben konnte. Das hat die Philosophie der schönen Litteratur zu danken, allein diese Wolthat hat ihr die Philosophie vergolten. Sie ist in alle Geschäfte, in alle Wissenschaften, in alle Werke des Wizes und der Einbildungskraft gedrungen, und so wie sie die ernsten Gedanken unserer Geseze

durchwebt, so belebt sie selbst die leichten Empfindungen unserer Lyrischen Blumenlesen. Ehe wir aber so weit kommen konnten, ehe sich Geschmak und Philosophie so die Hände bieten konnten, musten uns tiefsinnige Köpfe, wie Leibnitz und Wolf, vorgearbeitet, musten ihre Schriften erst diesen Geist erregt, diese Philosophie unserer Sprache eingegossen haben. Wohl uns! wenn wir statt das beginnende Werk der Aufklärung und der vollkommensten Composition zu zerstören, auf dem Grunde, den diese grosse Deutschen gelegt haben, fortbauen!

Geschichte
des römischen Königs
Rudolfs des ersten.

Höret die Thaten der vorigen Zeit,

Unter den ältern teutschen Kaisern hatten vorzüglich Karl der Grose, Rudolf von Habspurg und Maximilian der erste das Verdienst durch Muth, ausgezeichnete Fähigkeiten und standhafte Bemühungen in ihrem Vaterlande die glücklichsten Veränderungen hervorzubringen. Jeder von ihnen traf, als er zu regieren anfieng,

sein Volk unwissend, den Bedrückungen der Mächtigern und unaufhörlichen Unruhen ausgesezt, an; jeder hinterlies es in einem glücklichern und blühendern Zustande.

Rudolf der erste war unter der unglücklichen Regierung des Kaisers Friedrich des zweiten, mit allen den Vortheilen gebohren (den 1. May 1218.) welche nöthig sind, um in unruhigen Zeiten, bei einem kriegerischen Volk Ansehen zu erlangen und zu behaupten.

Schon sein Geschlecht, das von einer langen Reihe berühmter Vorfahren abstammte, trug viel hiezu bei. Er hatte von seinem Vater dem Grafen Albrecht dem Weisen von Habspurg, beträchtliche Güter in der Schweiz und die Landgrafschaft Elsaß, durch seine Mutter, (1) die Grafschaften Kiburg, Baden und Lenzburg

(1) Sie war Hedwig Gräfin von Kiburg, deren Bruder Hartmann der lezte seines Geschlechts war, und im Jahr 1264 starb.

burg; durch seine erste Gemahlin aber, (2) ansehnliche Hohenbergische Güter in dem Elsaß erlangt. Alle diese Besizungen machten ihn zu einem der mächtigsten Herrn in Schwaben und in der Schweiz. Seine Eigenschaften zeichneten ihn noch mehr als Geburt und Güter, vor andern Teutschen aus. Schon seine ansehnliche Gröse, seine angenehme und männliche Gesichtsbildung, sein von Natur dauerhafter, durch die Beschwerlichkeiten des Kriegs gehärteter schlanker Körper, nahmen zu seinem Vortheil ein.

Seine Seele war dieses Körpers würdig: Standhaftigkeit, Klugheit, Redlichkeit, Ehrfurcht für die Religion und ihre Diener (3) welche vielleicht zuweilen in Aberglauben ausartete, (*)

2) Sie hies Anna Gräfin von Haigerloh und Hohenberg und starb im Jahr 1281.

3) Er liebte vorzüglich die Minoriten. Ioh. Vitodurani Chron. beym Eccard. T. I. p. 1751.

*) Als bei seiner Krönung eine blutrothe kreuzförmige Wolke gesehen wurde, sagte er, wenn mir

waren, nach den Erzählungen der Geschicht-schreiber und nach den noch getreuern Zeugnissen seiner eigenen Handlungen, Eigenschaften, die er in einem vorzüglichen Grade besas. (4)

Gott Glück und Leben schenkt, werde ich in das gelobte Land reisen und unserm Erlöser wegen meiner grosen Sünden, mein Leben widmen." Chron. Colmar. p. 40. Solche Gesinnungen waren damals fast allgemein.

4) Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber Ottokar Horneck macht folgende vortheilhafte Beschreibung von ihm:

„Wann man ihn acht und zelt
„Daz er an Tugenden wer vollkom,
„Er hat sich darmit fürgenom
„Daz er waz mild genuch/
„Zu Vrleug wiezig und chlug/
„Mendlich in harten Fraisen/
„Ain Schermer Witib und Waisen/
„Gut und gemainer Richter.
„Auch gegen iz daz er wer/
„An Trewen vest und ganez
„Warhait/ aller Tugend ain Chranez
„Seinem Haupt opt.
„Beschaidenhait ihn lobt

Seine in Ansehung der Ausgaben für sich selbsten sehr weit getriebene Sparsamkeit hielt ihn nicht ab freigebig zu seyn, wenn es sein Vortheil oder vorzügliche Verdienste seiner Anhänger erforderten. (5) Seine Neigung zu Scherz und Munterkeit verleitete ihn nie zu einem, seiner Würde unanständigen Betragen. Er war äusserst mäsig und haßte die Unmäsigkeit so sehr, daß er einige Soldaten abdankte, weil sie statt des ihnen gegebenen schwarzen Brods und schlechten Weins, sich bessere Speise und Trank gekauft hatten. (6) Gegen die

„ Zu stetem in Gesind,
„ Den sanften gut, den übeln Wind
„ Erparmig über die man sol.
„ Weib und Pfaffen hielt er wol
„ Und ert er, daz waz ritterlich. „

S. das 107te Kap. in Pez Scriptor. rer. Austr. T. III. p. 119.

5) Liberalis fuit, sed præcipue suis militibus sibi fideliter militantibus. Ioh. Vitodurani Chron. p. 1750.

6) Albertus Argentin. p. 98.

Reize der Liebe scheint er nicht unempfindlich gewesen zu seyn; doch ließ er sich dadurch nicht zu unanständigen Schwachheiten hinreissen. Er besaß eine ausserordentliche Fertigkeit in ritterlichen Spielen und einen Muth, der, weil er, durch weise Vorsicht und Kriegswissenschaft gelenkt wurde, (7) nicht zur Kůnheit ausartete. Den Krieg liebte er; ungestůmme Hize riß ihn dabei zuweilen zu grausamen Handlungen hin und nur ein reiferes Alter befreite ihn von diesem Fehler.

Rudolfs Erziehung scheint weniger zu Ausbildung einiger von diesen guten Eigenschaften als zu Unterhaltung seiner kleinen Fehler beigetragen zu haben. Die Grossen pflegten damals selten ihren Sŏhnen Kenntnisse der Sprachen, Weltweisheit, schŏnen Wissenschaften und Verfassung ihres Vaterlandes beibringen zu lassen: Kriegskunst, Leibesůbungen, einige Kenntniß der Religion, oft auch die Kunst zu schrei-

7) Von sinnreichen Kriegslisten, deren er sich mit gutem Erfolg bediente, findet man mehrere Beispiele. Ioh. Vitodur, Chron. p. 1750.

ben, waren beinahe die einzigen Gegenstände des ihnen ertheilten Unterrichts. Dieses gab den meisten unter ihnen eine gewisse Rauhigkeit die, wenn sie gleich mit mehr Freimüthigkeit und Redlichkeit als in aufgeklärtern Zeiten üblich ist, verknüpft war, doch verbunden mit dem ganzen Genius des Zeitalters, eine grössere Unbeugsamkeit, Härte und Grausamkeit mit sich brachte und abergläubische Gesinnungen verbreitete:

Die Geschichte lehrt nicht, ob Rudolf eine bessere Erziehung erhalten und gegen die Gewonheit des damaligen Adels, die Wissenschaften geliebt habe? Sie zeigt nur, daß er für dieselben nichts that, und weder Freund noch Kenner der lateinischen Sprache welche vormals in Angelegenheiten des Staats und der Kirche gemeiniglich gebraucht wurde, war.

Rudolfs Erziehung benahm ihm wenigstens das Gefühl für das Grosse, Edle und Gute nicht. Schon in früherm Alter half er die Rechte des Kaisers Friedrichs des zweyten gegen die unbilligen Eingriffe des päbstlichen

Hofs verteidigen und zog hiedurch seinem Land auf eine Zeit lang, ein päpstliches Interdict zu.

Die Verfassung seines Vaterlandes veranlaßte ihn zu vielen Kriegen. Er grif den Freiherrn von Tiefenstein, der ihn durch Reden beleidigt hatte an, tödete ihn, und zerstörte sein Schloß; (8) Er bekriegte seinen Oheim den Grafen Rudolf zu Laufenberg, weil er glaubte, daß dieser die Vormundschaft über ihn nicht mit gehörigem Fleise verwaltet habe; Er führte mehrere Kriege mit dem Bischoff von Basel, welcher auf seine Besizungen in dem Elsaß Anspruch machte und jederzeit ein Feind

8) Die Chronik der Dominicaner zu Colmar beschuldigt Rudolfen, er habe blos um die Güter dieses Mannes sich zuzueignen, denselben auf meuchelmörderische Art umbringen lassen; aber diese Erzehlung ist dem Charakter Rudolfs allzusehr entgegen, und die Dominicaner zu Colmar suchten vielleicht als Feinde der Minoriten den Ruhm Rudolfs, welcher die leztern beschüzte, und mit der Stadt Colmar nicht in gutem Vernehmen stand, zu verdunkeln.

des Kaisers Friedrichs war; Er überfiel bei einer dieser Fehden die Vorstadt von Basel, plünderte und verbrannte das dasige Kloster und ward deswegen in den Bann gethan. (9) Als die Stadt Strasburg mit ihrem Bischoff in Krieg verwikelt war, stund Rudolf anfänglich dem Bischoff, nachher der Stadt, welche ihn zu ihrem obersten Feldherrn machte, bei. (10) Auch die Orte Uri, Schweiz, Unterwalden und die Stadt Zürch wählten ihn zu ihrem Hauptmann; Rudolf führte für leztere einen Krieg gegen den Grafen von Regensperg, hier ward er in einem Gefechte von den Feinden umringt, verwundet, zu Boden gestürzt und nur dadurch, daß er sich tod stellte, gerettet.

9) Einige zweifeln, ob der Bischof von Basel diesen päbstlichen Bann wirklich bekannt gemacht habe: wenigstens findet man in der Geschichte Rudolfs keine für ihn nachtheilige Folgen desselben.

10) Die Ursachen dieses Uebergangs sind nicht hinlänglich bekannt, gemeiniglich erzält man, Rudolf habe eingesehen, daß der Bischoff Unrecht habe, und von demselben gewisse Kiburgische Besizungen nicht zurück erhalten können.

Endlich zwang er den Grafen zu einem vortheilhaften Frieden.

Nur die Vorurtheile jener Zeit worin man die feierlich angekündigten, ohne Beleidigung der Geistlichen, Wittwen und Waisen geführten Kriege, für erlaubt hielt und die Schwierigkeit auf andere Art Recht und Genugthuung zu erhalten, können die vielen Kriege Rudolfs entschuldigen. Sie waren seinem Ruhme so wenig nachtheilig, daß vielmehr der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen und einige mitten unter dem Geräusche der Waffen von ihm gegebene Beweise seiner Freimüthigkeit und zunehmenden Achtung für die Religion, denselben vergrösserten und auch in die Theile des teutschen Reichs, worin Rudolf keine Verbindungen hatte, ausbreiteten; (11) Als er zu gleicher Zeit mehrere Streitigkeiten hatte und mit dem Abt von Sanct Gallen Krieg führte, be-

11) Vir sanguinis nobilitate morum honestate ac armorum strenuitate famosus„ So nennt ihn der Fortsezer des Martin: Polon: beym Eccard T. I p. 1425.

suchte er diesen ganz unvermuthet ohne Gefolg und söhnte sich hierdurch mit demselben aus; Denn, sprach er, wer drei Streitigkeiten hat, sollte wenigstens zwei davon durch Vergleich endigen. (12) Er wollte einst durch einen Bach reiten, als ihm ein Priester mit der geweihten Hostie begegnete; Rudolf stieg ab, lies den Priester auf sein Pferd sizen und schenkte ihm nachher dasselbe, weil er, wie er sagte, sich nicht für würdig hielt, ein Thier das den Leib des Welterlösers getragen habe, zu reiten. Eine solche Handlung war zwar an sich nicht von Wichtigkeit, aber sie konnte doch Rudolfen das nüzliche Zutrauen der Geistlichkeit erwerben. Der Erzbischoff Werner von Mainz, welcher in Rom die päbstliche Bestättigung suchen muste, bat ihn um sein Geleit von Strasburg bis an die Alpen und von da wieder zurück; denn dieser Weg war so unsicher als eine Reise durch Arabien oder Aegypten Rudolf begleitete ihn (1261) und erwarb sich hierdurch die Achtung und Erkenntlichkeit des Erzbischoffs,

12) Albert. Argentinens. p. 98.

welche zwölf Jahre nachher sehr vortheilhafte Folgen für ihn hatte. (13)

Teutschland war unterdessen ein Schauplaz der Gewaltthätigkeiten und Zerrüttungen; der König Richard sorgte wenig und sein Gegen-König Alfons von Castilien der ihn überlebte, gar nicht für dieses Reich. Die Wehrlosen und Unterdrükten fanden keine Hülfe, die Ungerechten und Räuber keine Strafe. Die Reisenden wurden geplündert, die Felder verwüstet, Kirchen und Dörfer zerstört, die Güter des Reichs den Ständen und Geistlichen zugeeignet. (14) Der Adel trozte in den vesten

---

13) Man will hier nicht untersuchen ob, wie einige Schriftsteller behaupten, Rudolf in Diensten des Königs Ottokars von Böhmen gewesen sey, oder ihn wenigstens bei seinem Feldzug in Preussen begleitet habe; da diese Untersuchung zu weitläuftig und unwichtig seyn würde.

14) Ein gleichzeitiger Mönch von Fürstenfeld beschreibt den damaligen Zustand Teutschlands also: „Alamannia invalescentibus præliis disturbabatur, „quia non erat qui prohiberet malorum incursus,

Schlössern den Fürsten, welchen doch bei der Lehenverfassung seine Hülfe unentbehrlich war. Dieses alles überzeugte die edlern teutschen Stände daß, wenn nicht die ganze Verfassung ihres Vaterlandes umgestossen und jedes kleine Gebiet ein abgesonderter, den Beleidigungen der Nachbarn ausgesezter Staat werden sollte, nach dem Tode des Königs Richards, ein teutscher Mann voll Muthes, guten Willens und Klugheit, mit Ausschliesung des Königs Alfons, zum römischen König gewählt werden müsse. Auch der Pabst empfahl den Churfürsten eine solche Wahl. Ein sehr mächtiger König wäre für die teutsche Freiheit gefährlich gewesen; er würde vielleicht von den innern Unruhen Vortheil gezogen und die Stände der in den vorigen Zeiten erworbenen Güter und Rechte des Reichs beraubt haben.

„non erat, inquam, qui faceret iudicium calumniam „patienti, malefici enim & raptores regnandi sibi „vindicabant temerarie potestatem, tunc enim pax „in exilium migravit, ubique dissensio & pacis „turbatio triumphavit.„ Volkmar Chron: in Oeffele script: rer: Boic, T. II. p: 529.

Diese Betrachtungen sowohl als der Stolz und die unruhige Gedenkungsart des mächtigen Königs Ottokars von Böhmen hielten die meisten der zu Frankfurt wegen der Wahl versammelten Churfürsten ab, ihn nach seinem Wunsch zum römischen König zu wählen.

Der Erzbischoff von Mainz erinnerte sich noch der ihm von dem Grafen von Habspurg erzeigten Gefälligkeit und schlug ihnen diesen, dessen Ruhm schon zu ihnen gedrungen war, vor. Rudolfs Schwager der Burggraf von Nürnberg unterstüzte diese Empfehlung. Er versprach dem Pfalzgrafen und Herzoge von Baiern Ludwig der, weil er seine Gemahlin wegen unerwiesenem Verdacht hatte enthaupten lassen, nun die Strafe fürchtete, die Verzeihung und eine der Töchter Rudolfs. Auch dem Herzog von Sachsen ward zu einer ähnlichen Verbindung mit diesem Grafen Hoffnung gemacht.

Die Churfürsten schlossen die Gesandten Ottokars auf dessen Churstimme der Herzog von Baiern Anspruch machte, von der Wahl aus

und ernannten, nach langem Aufschub, (den 30. Sept. 1273.) den Grafen Rudolf von Habspurg, zu ihrem Köuig. (15.) Dieser belagerte die Stadt Basel, als ihm der Burggraf von Nürnberg und der Reichs-Marschall von Pappenheim die unerwartete Nachricht von seiner Wahl überbrachten. Er hielt ihre Erzehlung anfänglich für einen Scherz. Sie beförderte den Frieden zwischen dem neuen Könige und den Baselern, weil jener zu seiner Krönung eilen muste und die ihm zugefügten Beleidigungen leicht vergas, leztere aber von dem Krieg mit ihrem König schlimme Folgen fürchteten. Rudolf lies sich mit seiner Gemahlin zu Aachen krö-

15) Die Erzählung einiger Schriftsteller von einem Vertrag unter den Churfürsten, daß der König seyn solle/ den der Pfalzgraf ernennen würde, ist ungegründet. Lezterer sprach blos das sogenannte feierliche eligo, wodurch die geschehene Wahl bekannt gemacht wurde, aus. Man sehe den gleichzeitigen Geschichtschreiber Ottokar Horneck 10stes Kap. S. 118. und Mosers Staats-Recht II. Tes 2tes Buch 6tes Kap. §. 29.

nen. (31 Oct. 1273) Schon hier hatte er Gelegenheit, Gegenwart des Geistes zu zeigen: Viele Fürsten wollten sich nicht belehnen lassen, weil der Reichs-Scepter, womit die Belehnungen gewöhnlich geschahen, nicht in Aachen war. Rudolf ergrif statt dessen ein Crucifix und die Fürsten, welche seine Entschlossenheit sahen und für dieses Zeichen der Welterlösung zu viele Ehrfurcht hatten, liessen sich, ohne weitern Widerspruch, damit belehnen. Man erwartete so viel von seinen Fähigkeiten und von seiner Gedenkungsart, daß es schwer war, die allgemeine Hoffnung zu erfüllen. Rudolf übertraf sie. Er beschlos, sich ganz dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, alle diesen Endzweck hindernde Neigungen zu unterdrücken und seine Regierung nach Grundsäzen einzurichten, die seiner Staatsklugheit sowohl als seinem Herzen Ehre machen. Er wollte das Ansehen seiner Würde wieder herstellen, die Gerechtigkeit gut und schleunig verwalten und alle Beschwerden anhören: Er gab deswegen seinen Hofleuten und Wachen Befehl, den Zutritt zu ihm niemanden zu verwehren; ich bin wahrhaftig nicht König geworden, sezte er hinzu,

um mich vor den Menschen einzuschliessen. (16) Er wollte zugleich die Räubereien und Kriege der Stände und des Adels, deren Hauptursache bei einer guten Verwaltung der Gerechtigkeit aufhörte, abstellen, oder wenigstens in gewisse Schranken setzen. „Nach meiner „Wahl, schrieb er den Ständen, hab ich sorg„fältig überlegt, wie ich den Frieden wieder „herstellen und dadurch dem zerrütteten Staat „und dem unterdrückten Volk helfen könnte, „in der Hoffnung, daß mir dieses den göttli„chen Beistand und die Liebe meines Volks „erwerben werde.„ (17) Rudolfs Absichten giengen noch weiter; er wollte die in den leztern Jahren verlornen Rechte und Güter des Reichs in Teutschland, Italien und Burgund wieder einziehen und sein eigenes Geschlecht vergrössern, so viel er ohne Ungerechtigkeit und Beleidigung der Stände, konnte. Um diese Absichten ausführen zu können, mußte er sich Freunde machen und sich auf dem Throne fest

16) Sifridus Presbyter ad an. 1274. P. 698.

17) Codex epistolar. Rudolfi I. L. I. n. 15. P. 20.

sezen. Bald nach seiner Krönung vermählte er deswegen eine seiner Töchter mit dem Pfalzgrafen Ludwig, die andere mit dem Herzoge von Sachsen. Zugleich war er eifrig bemühet die Päbstliche Bestätigung zu erlangen. Diese hielt er für doppelt nöthig, weil die Könige Ottokar von Böhmen und Alfons von Castilien seine Wahl anfochten.

Die Päbste hatten nach Vertilgung des Hohenstaufischen Geschlechts ein groses Uebergewicht in Italien erhalten und sich allda durch ihre genaue Verbindung mit dem unternehmenden Könige von Sicilien Karln von Aniou, welchem sie die Statthalterschaft in Toscana übertragen hatten, einen mächtigen Beistand erworben. Die vielen Uneinigkeiten unter den italiänischen Staaten vergrösserten ihr Ansehen und erleichterten ihnen die Erweiterung ihrer Besizungen. Es schien also für den römischen Stuhl vortheilhafter zu seyn, in Teutschland und Italien die Unruhen zu unterhalten, oder die Ansprüche des Königs von Castilien welcher zu Behauptung seiner Rechte in Italien, nie Macht und Musse genug gehabt haben

würde

würde zu unterstüzen. Gregor der Zehente, einer der rechtschaffensten und uneigennüzigsten Päbste, zog aber das, was er als vortheilhaft für seine Religion ansah, diesen Betrachtungen vor. Schon längst wünschte er daß ein Kreuzzug vorgenommen werden mögte. Hierzu waren kriegerische Fürsten, Einigkeit und Ruhe der europäischen Staaten nötig. Gregor X. erkannte deswegen, nach einiger Ueberlegung, auf der Kirchenversammlung zu Lyon, Rudolfen für einen römischen König und versprach, Karln von Aniou zu Niederlegung seiner den Rechten des Reichs nachtheiligen Statthalterschaft in Toskana, zu überreden. Rudolf lies dagegen durch seine Gesandten versprechen, den römischen Stul in dem Besiz seiner Güter zu lassen, den Pabst, dessen Vasallen und Karln von Aniou zu beschüzen und einigen Rechten der römischen Könige in Kirchensachen zu entsagen (18)

Gregor sezte seine Bemühungen für die Ruhe Europens noch weiter fort; er überredete

18) Nämlich dem Recht auf die Verlassenschaften der Bischöffe, und allem was die Wahlfreiheit der Dom Capitel hindern konnte.

bey einer Zusammenkunft zu Beauiaire, den Castilianischen König zur Verzichtleistung auf die römische Krone, versagte dem Könige Ottokar von Böhmen seinen Beistand gegen Rudolfen und rieth ihm aufrichtig, sich mit diesem Könige auszusöhnen.

Rudolf bezeigte bey einer Zusammenkunft zu Lausanne, (Oct. 1275.) dem Pabst seine Dankbarkeit für diese Unterstüzung, und bestättigte nochmals die Rechte und Güter des römischen Stuls. Er lies sich zugleich, um seine Bereitwilligkeit zu einem Zug in das heilige Land, in welchem sein Vater begraben war, zu beweisen, mit dem Kreuz bezeichnen und versprach, daß er in dem folgenden Jahre die kaiserliche Krone in Rom empfangen wolle. Diese Zusammenkunft flöste dem Könige und dem Pabst eine wechselseitige Hochachtung ein. Als Rudolf sich nach Gregors Gesundheit erkundigte, antwortete dieser, er habe eine solche Aufmerksamkeit des Königs, durch seine Liebe für denselben verdient; niemand hätte krank werden können, welcher die Ehre und das Glück Rudolfs mehr wünschte, als er. Der frühzeitige Tod dieses

Pabstes wurde von dem römischen Könige aufrichtig bedauert.

Der König von Böhmen war zu sehr erzürnt, um den friedlichen Rathschlägen des Pabstes Gehör zu geben; er hatte sich die gröste Hofnung zu der deutschen Krone gemacht. Die Täuschung dieser Hoffnung, die Ausschliessung seiner Gesandten von der Wahl, die Ernennung eines Königs der an Macht und Titeln weit unter ihm war, (19) reizte seinen Unwillen so sehr, daß er sich nicht entschliessen konnte, die Wahl Rudolfs für rechtmäsig zu erkennen und von ihm die Lehen zu empfangen.

Dieses Betragen Ottokars war nicht vorsichtig. Er hatte erst vor kurzer Zeit Oesterreich, Steuermark, Kärnten und Krain an sich

19) Er soll dem Burggrafen von Nürnberg gesagt haben: Non modicum se mirari quod proceres regni potentioribus prætermissis exilem Comitem ad regni fastigium extulerint. Contin: Mart. Poloni. p. 1426.

gebracht; seine Rechte auf diese Länder waren zweifelhaft und die mächtigen Edelleute in denselben, mit seiner Regierung unzufrieden. Dagegen waren viele teutsche Stände und Ritter dem römischen Könige mit dem Eifer ergeben, den sein Ruhm und seine grossen Eigenschaften ihnen einflösen musten. Rudolf beschlos deswegen das Ansehen seiner Würde gegen diesen Feind zu behaupten; er lies ihn dreimal auf Reichstäge vorladen, um die Lehen zu empfangen und seine Rechte auf Oesterreich auszuführen. Zweimal erschien Ottokar, mit dem sich der Herzog Heinrich von Baiern gegen Rudolfen verbunden hatte, gar nicht; das drittemal schickten er und der Herzog, Gesandte auf den Reichstag zu Augspurg. Diese hatten keinen Auftrag zu einer billigen Aussöhnung oder Unterwerfung. Sie suchten vielmehr zwischen dem Könige und den Ständen, Uneinigkeit zu erregen. Einer von ihnen, der Bischof von Seccau, hielt eine weitläuftige lateinische Rede, worinn er die Wahl Rudolfs für ungültig ausgab, weil er und einige der Churfürsten in dem Kirchenbann gewesen seyen. Rudolf der nur einzelne Worte aus dieser unschick-

lichen Rede verstanden hatte, befahl dem Bischof, in Zukunft, wenn er nicht mit Geistlichen, sondern mit dem Könige und weltlichen Herrn zu thun hätte, teutsch zu reden. (20) Die Fürsten erzürnten sich so sehr über das Betragen des Gesandten, daß sie ihn mishandelt haben würden, wenn ihn nicht der König beschüzt hätte.

Nun war alle Hoffnung zu einer Aussöhnung zwischen beiden Königen verloren. Auf dem Reichstag zu Augspurg (1275.) ward entschieden, daß nicht der König von Böhmen sondern der Herzog von Baiern die Churstimme besizen solle, (21) daß Ottokar in die Acht ver-

20) Dieses hat die Erzählung, daß Rudolf bei Reichsgeschäften den Gebrauch der deutschen Sprache eingeführt habe, veranlaßt.

21) Rudolf sprach nach seiner Aussöhnung mit dem Bömischen Hause, diesem in den Jahren 1289 und 1290 das Erzschenken-Amt, welches mit der Churwürde verknüpft war, wieder zu.

fallen und aller seiner Reichslehen verlustig sey.

Rudolf, der auch von dem Erzbischoff von Salzburg und von dem Oesterreichischen Adel, gegen den König von Böhmen zu Hülfe gerufen wurde, schlos nun mit dem König Ladislaus von Ungarn ein Bündnis, (*) und söhnte sich mit dem Herzog Heinrich von Baiern wieder aus. Er versprach dem Sohne des leztern eine seiner Prinzessinen und Ober-Oesterreich zur Sicherheit für ihr Heyrathgut. Er trug dem Grafen Mainhard von Tyrol auf, das Herzogthum Krain anzugreifen und übernahm selbst die Anführung des Heers, welches in Oesterreich dringen sollte. Nur mit wenigen Leuten und mit einem geringen Geldvorrath verlies er Schwaben, aber die Zahl der erstern nahm täglich zu. Als man ihn unterwegs

*) Rudolf nahm diesen König und dessen Bruder den Herzog Andreas von Sclavonien an Kindesstatt an, verlobte auch mit dem leztern seine Tochter Clementia, welche aber nachher den französischen Prinzen Karl Martel heyrathete.

fragte, wer sein Schazmeister seyn solle, antwortete er, „ich habe keinen Schaz, mein „Geldvorrath bestehet nur in wenigen Schillingen, aber der Herr, welcher mir immer „geholfen hat, wird auch jezt für mich sorgen. (22)

Rudolf bemächtigte sich bald des grösten Theils von Oesterreich und lagerte sich vor Wien. Nicht weit von dieser Stadt, auf der andern Seite der Donau, war Ottokar gelagert. Der römische König machte, als ihm der Graf von Tyrol nach der Eroberung von Krain eine Verstärkung zugeführt hatte, alle Anstalten, seinen Gegner anzugreifen. Er schlug über die Donau eine Schiffbrücke von neuer Erfindung. Ottokar, der eine entscheidende Schlacht fürchtete, bat um Frieden; diesen verwilligte Rudolf gern, um nicht den Verlust der erhaltenen Vortheile zu wagen und um seine Zeit andern Geschäften widmen zu können. Jeder König ernennte nun zween Schiedsrichter.

22) Chron. Colmar. p. 42.

Diese verordneten, daß jeder Theil seine Geisseln und Gefangenen entlassen, Ottokar sich unterwerfen, auf Oesterreich, Kärnten, Steuermark, Krain, Eger und Portenau Verzicht leisten, Böhmen und Mähren von dem Reich zu Lehen empfangen und eine seiner Prinzessinnen mit einem Sohn des römischen Königs, seinen ältesten Prinzen aber mit einer Tochter Rudolfs vermählen solle. Für die Aussteuer dieser leztern sollte dem König von Böhmen der disseits der Donau gegen Böhmen zu gelegene Theil von Oesterreich verpfändet werden. Beide Könige nahmen diese Bedingungen an. Der hochmütige Besizer so vieler Länder muste kniend von dem römischen König die Lehen empfangen. (Nov. 1276) Ottokar suchte hierbei wenigstens die kleine Beruhigung, durch seine Pracht das Ansehen des römischen Königs zu verdunkeln. Rudolf lies denselben aber durch die langen Reihen seiner bewafneten Krieger, zu dem Thron, auf welchem er mit einem schlechten grauen Rock bekleidet saß, führen. „Ottokar hat, sagte er, oft über „mein graues Kleid gespottet, nun soll er „durch dasselbe beschämt werden und die frem-

„ den Nationen sollen den Ruhm der teutschen „ Waffen sehen. „ (23)

Rudolf glaubte, dieses Friedens ohngeachtet, dem König von Böhmen nicht trauen zu dürfen; er blieb deswegen noch eine Zeit lang mit vielen Kriegsleuten in Oesterreich zurück. Hier beschäftigte ihn die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in diesem Lande. Er erregte zwar durch die neue Steuer die er zu Bezahlung seiner Kriegsvölker ausschreiben muste, einiges Misvergnügen bei den dasigen Einwohnern; der Erfolg zeigte aber, daß die gegen Ottokarn gebrauchte Vorsicht nötig war.

Dieser König suchte, von seiner herrschsüchtigen Gemahlin gereizt, den Wiener Schieds-

23) Chron. Colmar. p 44. Albert Argentin: p. 100. Die gemeine Erzehlung, daß Rudolf den König Ottokar unter einem Zelt, welches, um ihn dem ganzen Volk kniend zu zeigen, plözlich aufgezogen worden, belehnt habe, ist ganz unwahrscheinlich und der Gedenkungsart Rudolfs zuwider.

richterlichen Ausspruch und sogar einen neuern Vertrag, den er zu Prag mit Rudolfs Prinzen Albrecht geschlossen hatte, zu bestreiten. Er lies einige Bedingungen dieser Verträge unerfüllt und schrieb sehr beleidigende Briefe, an den römischen König.

Rudolf nahm deswegen den für die Aussteuer seiner an Ottokars Prinzen verlobten Tochter verpfändeten Theil von Oesterreich wieder ein, und rüstete sich zum Krieg. Er verlangte Hülfe von allen Ständen, mit dem Versprechen, ihnen dagegen die Lehendienste, welche sie von vorigen Zeiten her dem Reich schuldig waren, nachzulassen und die von ihnen erworbenen Rechte und Güter des Reichs nicht zu entziehen. Zugleich berief er den zahlreichen ihm ergebenen schwäbischen Adel; von diesem kamen viele zu ihm, ohngeachtet der Hindernisse, welche der von dem Könige von Böhmen mit grossen Geschenken erkaufte (24) Herzog Hein-

24) Ottocarus tentit aliquos principes corrumpere, ut saltem neutri auxilium porrigant. De quibus erat unus Dominus Henricus Dux Bavariæ, qui accepit

rich von Baiern, ihnen in den Weg legte. Dennoch war das Heer Rudolfs bey weitem nicht so gros, als das, womit Ottokar in Oesterreich drang. Aber die gerechte Sache Rudolfs, seine Gegenwart, seine Ermahnungen und ein glückliches Gefecht, worin viele Böhmen getödtet oder gefangen wurden, (25) entflammten den Muth desselben.

Beide Heere begegneten sich auf einem grossen Feld bei Wien. Ottokar versprach denen, die den römischen König tod oder lebend in seine Gewalt bringen würden, grosse Belohnungen. Rudolf hingegen befahl, seinen Feind soviel als möglich zu schonen. (26) Er that zugleich ein

---

ab eo tunc temporis maximum donativum. Vidi enim, quod misit onus tum plaustrum cum argento in vase continente mensuram septem urnarum. Volkmar. p. 531.

25) Ottok Horneck 142 Kap. S. 143.

26) De morte Ottocari Rex Romanorum supra modum turbatus est, quia commiserat suis, ut ipsum incolumem conservarent. Sifrid. Presbyter ad an. 1278.

Gelübde daß er nach erhaltenem Sieg ein Kloster stiften wolle. (27)

Bei dem entscheidenden Treffen das hierauf anfieng, (26 Aug. 1278) begünstigte das Glück den, dessen Grossmuth es verdiente. Rudolf, welcher den Erfolg so vieler Vortheile und Siege nicht auf einmal verlieren wollte und Ottokar der seine vorige Erniedrigung nun zu rächen suchte, fochten beyde mit ausserordentlichem Muthe. Jener drang mitten in das feindliche Heer, ward aber von einigen Böhmischen Rittern mit groser Heftigkeit angegriffen. Sein Pferd ward unter ihm getödtet, und er konnte kaum den Streichen der Böhmen und den Tritten der Pferde ausweichen. Als man nach Vertreibung der Feinde hinzueilte, um ihn wieder aufzurichten, rief er, sorget nicht für einen einzelnen Menschen, sondern eilet in das Treffen und stehet andern bei. (28)

---

27) In Gemäsheit dieses Gelübdes stiftete er nachher das Kloster zu Tuln in Oesterreich.

28) Dixit Rex, non curetis de me, non est vis de

Ottokar, in dessen Heer grosse Uneinigkeit herrschte, verlohr Schlacht und Leben. Ein grosser Theil seiner Völker ward niedergehauen oder ertrank in der Donau.

Rudolf bedauerte den Tod Ottokars, lies in den seinen Freunden von diesem Sieg gegebenen Nachrichten, der Tapferkeit desselben Gerechtigkeit wiederfahren und begnadigte den gefangenen zu ihm geführten Ritter, welcher ihm in der Schlacht das Pferd getödtet hatte; denn sezte er hinzu, der Tod eines so tapfern Kriegers würde dem Staat nachtheilig seyn. (29)

Er nahm hierauf den grösten Theil von Mähren ein; und würde mit geringer Mühe ganz Böhmen erobert haben; aber er wollte das Blut vieler Menschen und die unschuldigen Kinder Ottokars schonen; Er lies sich deswegen durch den Markgrafen von Brandenburg,

uno homine; sed progredimini ad conflictum & invetis alios, Albert. Argentin p. 102.

29) Henr. Stero in annal. ad an. 1278.

als Vormund der Kinder Ottokars, zu einem Frieden wodurch die Bedingungen des vorigen bestättiget wurden, bewegen. Er söhnte sich auch mit dem Herzog Heinrich von Baiern, welcher den für die Aussteuer seiner Schwiegertochter verpfändeten Theil von Oesterreich zurück geben muste, aus.

Die Absicht Rudolfs war nun, seinem Geschlecht die dem König von Böhmen abgenommenen Länder zuzueignen. Er machte seinen Prinzen Albrecht zum Statthalter in denselben, brachte es dahin, daß seine Söhne die meisten der von geistlichen Herren abhangenden Lehen in Oesterreich erhielten, und suchte die Einwilligung der Churfürsten in jene Absicht zu erlangen. Als er diese erhalten hatte, (1282) trug er auf dem Reichstag zu Augspurg sein Verlangen vor. Die Stände willigten ein (30) und Rudolf belehnte nun seine Prinzen Albrecht und Rudolf, mit Oesterreich, Steier, Krain, mit der Windischen Mark und Kärn-

30) Nur der Herzog Heinrich von Baiern versagte seine Einwilligung.

then. Lezteres überlies er nachher dem Grafen Mainhard von Tirol, welcher wegen seiner Gemahlin Agnes von Baden, Ansprüche auf jene Länder machte.

Die Landsstände glaubten, die Theilung der Herzogthümer unter zween Herren, sey ihren Rechten zuwider. Rudolf beruhigte sie dadurch, daß er diese Länder seinem Prinzen Albrecht überlies, seinem Sohn Rudolf aber eine andere Versorgung, oder eine beträchtliche jährliche Geldabgabe versprach.

Rudolfs natürlicher Sohn, Albrecht von Schenkenberg, erhielt damals die Grafschaft Löwenstein als ein Reichslehen.

Diese jedem Vater so natürliche Sorgfalt Rudolfs für Vergröserung seines Geschlechts, ist leicht zu entschuldigen. Er that niemand dadurch Unrecht, erlangte die Einwilligung der Reichsstände und verdiente grose Belohnungen durch unermüdete Arbeiten für Teutschlands Glück. Unter seinen Verdiensten war die Wiederherstellung des Friedens und der Sicherheit

in Teutschland, welche beständig seine stärkste Aufmerksamkeit auf sich zog, eines der grösten. Gleich nach seiner Wahl und nach Bekanntmachung seiner guten Absichten, fieng er auf einer Reise durch Schwaben, Franken und die Rhein Länder, die Ausführung dieses Vorsazes an. (1274) Auf seinem ersten Reichstag zu Nürnberg brachte er einen Landfrieden, oder die Verordnung, daß niemand den andern angreifen, noch sich selbsten Recht verschaffen solle, zu Stand. (31)

In folgenden Jahren lies er denselben mehrmals entweder auf gewisse Jahre, oder auf unbestimmte Zeit erneuern und theils von allen Ständen, theils nur von den Bewohnern einzelner Provinzen, beschwören. Zu einer gänzlichen Abschaffung des Faustrechts waren damals die kriegerischen Teutschen noch nicht reif; Rudolf würde sonsten gewiß seinem grosen Abkömmling Maximilian dem ersten, in diesem Stück zuvorgekommen seyn.

Die

31) Ottok. Horneck 103. Kap. S. 121.

Die Friedensbrecher wurden bei den vielen Reisen, welche Rudolf durch ganz Teutschland machte, nachdrücklich gezüchtigt. Aus dieser Ursache erklärte er den Landgrafen Heinrich den ersten von Hessen, in die Acht, fünfzehn Fürsten und Grafen in Schwaben, die sich mit einander verbunden hatten, wurden zum Frieden genötiget, und die unruhigen Grafen Eberhard von Würtemberg und Egeno von Freiburg, durch Belagerung ihrer Schlösser, mehrmals gezwungen, nicht nur ein friedlicheres Betragen zu versprechen, sondern auch zu grösserer Sicherheit einige Schlösser zu schleifen. Selbst Rudolfs Vetter, ein Graf von Habspurg, ward wegen Landfriedensbruchs bestraft.

Die Schlösser, welche in jenen Zeiten, wo man weder Kanonen, noch auf immer angenommene Soldaten hatte, eine sichere Zuflucht des räuberischen Adels und in groser Anzahl erbauet waren, machten eines der grösten Hindernisse des Friedens aus. Rudolf verordnete deswegen, daß niemand eine Burg anders als ohne des Landes Schaden haben solle und

zerstörte sehr viele Schlösser in der Wetterau in Schwaben, Thüringen und andern Ländern. Da er gegen die räuberischen Bewohner derselben sehr streng war und einige davon gleich andern Dieben hinrichten lies, so wehrten sie sich auf das äusserste und beinahe jedes dieser Schlösser hielt eine förmliche Belagerung aus.

In den unruhigsten Theilen Teutschlands lies Rudolf, während seiner Abwesenheit, durch besondere Richter den Landfrieden handhaben. In den niederrheinischen Ländern hatte der Herzog von Brabant, (32) in Thüringen, Gerlach von Breuberg, und in Sachsen, Otto von Anhalt, diesen Auftrag.

Ohne gute Verwaltung der Gerechtigkeit wären alle diese Bemühungen für die innere

32) Dux Brabantiæ cum exercitu magno de voluntate Regis Rudolfi venit ad terram inferiorem ibique dicebatur castra plurima destruxisse. „ Annal. Col„ mar. ad an, 1279. p. 16. Diesen Fürsten er„ nennte auch König Adolf „ ad exercendum omnia quæ pacis observantiam respiciunt, Luinig cod, Germ. diplom. T, II, p, 1155.

Ruhe Teutschlands, vergeblich gewesen. Rudolf machte deswegen schon auf seinem ersten Reichstag bekannt, daß er alle Klagen anhören und entscheiden wolle. (33) Er saß oft selbst zu Gerichte, sprach dem Grafen Johann von Avesnes die Flandrische Erbschaft, welche schon viele Streitigkeiten verursacht hatte, zu, übernahm gern das Amt eines Schiedsrichters und ernennte einen Hofrichter, der täglich Gericht halten sollte. Sein angenehmstes Geschäft war, Vergleiche zu stiften. Er söhnte den Churfürsten von Mainz mit den Herzogen von Braunschweig und dem Grafen von Sponheim, den Landgrafen Albrecht von Thüringen mit seinen Söhnen, die Stadt Mühlhausen mit ihren Feinden in dem Elsas, den Patriarchen von Aquileia mit dem Grafen von Görz und die Herzoge von Baiern unter sich, aus. Dem Bischoff von Trident verwies er nachdrücklich, daß derselbe in seinen Streitigkeiten mit dem Grafen von Tirol, billigen Vorschlägen kein

33) Ottokar Horneck 109. Kap.

Gehör gegeben und sich dadurch außer Stand gesezt habe, seinem Vaterland zu dienen. Dem Kurfürsten von Trier empfal er die Beibehaltung des Friedens mit der Stadt Coblenz, und eine gute Verwaltung der Gerechtigkeit.

Auch die Juden erhielten Rudolfs richterliche Hülfe. Diesem unglücklichen Volk mißgönnte man die meisten der Mittel, wodurch Christen ihre Nahrung suchten, und selbst das, was sie durch unermüdeten Fleis und Sparsamkeit erworben hatten. Unglücksfälle oder Verbrechen, deren Urheber unbekannt waren, wurden fast immer ihnen beigemessen und sie ohne Beweis, des Schuzes, des Vermögens, oder gar des Lebens beraubt. Zu ihrem Glück erwarben ihnen die Rechte, welche die teutsche Könige über sie als ihre Kammerknechte hatten, von diesen noch einigen Schuz.

Unter Rudolfs Regierung wurden die Juden zu Bern, von den dasigen Einwohnern, theils getödtet, theils verjagt. Rudolf verurtheilte dafür die Stadt zu einer Geldstrafe, deren Bezahlung sie verweigerte. Dieses nö-

tigte den römischen König, Bern zu belagern. Zweymal geschah dieses, ohne Erfolg; endlich lockte Rudolfs Prinz Albrecht, ihre besten Kriegsleute in einen Hinterhalt und zwang hierdurch die Stadt zur Unterwerfung. (34) Die Einwohner zu Wesel und Bopparden mißhandelten die dasigen Juden. Rudolf strafte sie deswegen, und lies durch den Erzbischoff von Mainz bekannt machen, daß die Juden die Verbrechen, deren sie beschuldigt wurden, nicht begangen hätten. Er schwächte nur dadurch den Ruhm dieser guten Handlungen, daß er von den Juden, für den ihnen ertheilten Schuz, beträchtliche Geschenke nahm. (35)

Die Geistlichkeit wurde vorzüglich von Rudolfen beschüzt: „Es liegt mir am Herzen, „schrieb er, alle Unterthanen des Reichs, besonders Kirchen und Geistliche, gegen die „Mißhandlungen der Gottlosen zu beschir-

34) Albert. Argentin. p. 104.

35) Chron. Colmar. p. 50.

„ men. „ Diese Gesinnungen hinderten ihn nicht, Geistliche die seinen Unwillen verdienten, zu züchtigen. Der Abt von Sanct Gallen ward, weil er sich ihm wiedersezt hatte, vertrieben, und der Abt von Fulda, welcher den König beleidigte und zu verschwenderisch lebte, der Verwaltung der seiner Abtei gehörigen Güter auf sechs Jahre beraubt. Rudolf blieb auch seinem andern Vorsaz, die Güter des Reichs zu vermehren und zu ergänzen, getreu. Kaum war er gekrönt worden, als er schon verordnete, daß jedermann die an sich gezogenen Reichsgüter zurück geben und die zum Nachtheile des Handels neuerrichtete Zölle aufheben solle. Viele befolgten diese Verordnung freywillig; andere, die nicht glaubten, daß der König dieselbe mit Nachdruck ausführen werde oder mehr Vertrauen in ihre Macht sezten, behielten was sie hatten. Rudolf zog einige der Rechte und Güter ein, die zu dem Herzogthum Schwaben auf welches Alphons von Castilien vergebliche Ansprüche machte, gehörten; (36) er zwang den Markgrafen von Baden

36) Ob Rudolf seinem Prinzen gleiches Namens das

und den Grafen von Freiburg, das, was sie sich davon zugeeignet hatten, zurück zu geben. Dem Kurfürsten von Mainz nahm er den Bachgau und dem Erzbischof von Cölln das Schloß Strakenberg wieder ab. Das Pleisner Land löste er ein. Die Verwaltung der Reichseinkünfte in Sachsen und Thüringen, besonders die Einziehung der in den vorigen unruhigen Zeiten veräuserten Güter des Reichs in diesen Gegenden, übertrug er dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzog von Braunschweig, nach des leztern Tod aber, den Markgrafen von Brandenburg. In Ostfriesland dessen Bewohner nach einer völligen Unabhängigkeit strebten, empfal er dem Grafen Rainald von Geldern die Wiederherstellung und Erhaltung der königlichen Rechte, so wie die Verwaltung der Gerechtigkeit.

Rudolf hatte zwar versprochen (1278) daß er den Ständen die ihm gegen den König von Böhmen Hülfe leisten würden, die Reichsgüter

Herzogthum Schwaben gegeben habe, ist sehr zweifelhaft.

welche sie an sich gerissen hatten, nicht entziehen wolle. Nur wenige Stände liessen sich hierdurch zu einer Hülfleistung bewegen. Die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1281) gegebene Verordnung, wodurch alle seit der Erklärung Friedrichs des Zweyten in den Kirchenbann, ohne Einwilligung der Kurfürsten gemachte Geseze und Veräusserungen der Reichsgüter, für nichtig erklärt wurden, konnte also gegen viele Stände vollstreckt werden, ohne jenem Versprechen zuwider zu handeln.

So nüzlich alle diese Thaten Rudolfs dem Reich überhaupt waren, so sehr wurden doch darüber einzelne Personen die dabey litten, mißvergnügt. Wenige wagten dieses merken zu lassen, obgleich viele eine Gelegenheit sich zu rächen, eifrig wünschten. Sie hofften solche durch eine sonderbare Begebenheit erhalten zu haben.

Noch immer glaubten viele, der Kaiser Friedrich der Zweyte sey noch nicht gestorben, sondern habe sich nur bis zu einer für ihn vortheilhaftern Zeit verborgen. Ein geringer

Mensch, der Tilo Kolup hies und mit demselben einige Aehnlichkeit hatte, wurde gereizt, sich für diesen Kaiser auszugeben. (37) Er fand bald unter dem immer zu Regierungsveränderungen und zu dem Wunderbaren geneigten Volk viele Anhänger. Die Stadt Cölln wollte ihn zwar nicht in ihren Mauren dulten; die Städte Neuß und Wezlar öfneten ihm aber ihre Thore. Rudolf glaubte anfänglich nicht, daß dieser Betrüger seiner Aufmerksamkeit würdig sey. Er erhielt aber, als er die ihm ungehorsame Stadt Colmar belagerte, die Nachricht, daß Tilo Kolup sogar den Erzbischoff von Mainz eingeladen habe, auf seine Seite zu tretten. Nun fieng er an schlimme Folgen von einer längern Nachsicht zu befürchten: er

37) „ Pseudo Fridericus seducit turbam; taliter vero „ multis opinantibus, quidam dicebant eum missum ab æmulis Regis ad destructionem ipsius „ fortunæ tentandam, si posset forsan in Cæsarem „ promoveri, quo facto mox Regis auctoritas exspiraret, sed frustrati sunt & fraudati sua spe. „ Volkmar. „ p. 534.

hob deswegen die Belagerung auf und zog mit seinem Heer vor Wezlar. Tilo Kolup und seine Anhänger hielten sich nicht für mächtig genug, ihm zu wiederstehen und die Stadt wolte ihm nicht länger den Aufenthalt gestatten. Der Betrüger beschloß also, sich der Gnade des Königs zu unterwerfen und kam freiwillig in dessen Lager. Rudolf lies ihn verbrennen, weil Staatsklugheit und Sorgfalt für die öffentliche Ruhe dieses erforderten. Auch ausser den Gränzen Teutschlands suchte Rudolf die Rechte dieses Reichs wiederherzustellen. Das Königreich Arelat oder Burgund war vormals den teutschen Königen unterworfen. Die mächtigen Stände in demselben hatten aber mit Beistand der Könige von Frankreich, während der Unruhen in Teutschland, angefangen, sich der teutschen Oberherrschaft zu entziehen. Rudolf ermahnte in besondern Schreiben, die Burgundischen Stände zur Treue gegen das Reich und berief sie zu einem Reichstage, der aber vermutlich nicht zu Stande kam. Er fand bald Gelegenheit, seine Rechte über sie zu behaupten. Die Königin von Frankreich machte Ansprüche auf die Grafschaften

Provence und Forealquier welche Karl von Anjou König von Sicilien besaß, Rudolf selbst aber für heimgefallene Reichslehen hielt. Beyde Theile baten den römischen König um die Belehnung damit. Karl versprach, als ein Vasall des Reichs, den römischen König nie zu bekriegen und seinen Enkel Karl Martell mit einer Tochter Rudolfs zu vermählen. Dieses, die Vermittlung des Pabsts und die Furcht mit Karln von Anjou in einen für die Ruhe Teutschlands gefährlichen Krieg verwickelt zu werden, bewegte Rudolfen, dem König von Sicilien beyde Grafschaften mit Vorbehalt der Rechte, welche die Königin von Frankreich darauf haben könnte, als Reichslehen zu überlassen.

Unter die unruhigsten Burgundischen Herren gehörte der Graf Rainald von Mömpelgard. Er hatte dem Bischoff von Basel die Stadt Brundrut hinweggenommen und that aus seinem Schloß Melan, den bischöfflichen Unterthanen beträchtlichen Schaden. Rudolf eroberte Brundrut nach einer langen Belagerung und

zwang den Grafen (Apr. 1283) zu einem Vergleich mit dem Bischoff.

Rainald fieng bald von neuem an, den Bischoff zu bekriegen und verband sich mit dem Grafen Otto von Burgund, welcher dem teutschen Reich den Gehorsam versagte. Rudolf kam dem Bischoff zu Hülf, eroberte Mömpelgard und belagerte die mit dem Grafen verbundene Stadt Besançon. Den Grafen gelang es, ihm mit ihrem beträchtlichen Heer, welches sie durch Hülfsvölker des Königs von Frankreich zu verstärken hofften, die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Rudolf beschloß deswegen, sie in dem vortheilhaften Plaz den sie besezt hatten, anzugreifen. Siegen wir, sagt er im Scherz, so können wir uns ihrer Lebensmittel bedienen; werden wir aber überwunden, so müssen sie doch ihren Gefangenen Unterhalt geben. Die Grafen erhielten die erwartete Hülfe nicht und glaubten, als einige Schweizer aus dem königlichen Heer in ihre Verschanzungen eingedrungen waren, kein Lager, worinn sie vor dem Angriff des Königs sicher wären, finden zu können; denn, sagte einer von

ihren Rittern, Rudolf würde uns angreifen, wenn er auch auf Händen und Füssen zu uns hinaufsteigen müßte. (38) Sie unterwarfen sich also (1289) dem römischen König und empfiengen zu Basel von ihm die Lehen. Der Graf von Mömpelgard mußte überdis noch eine beträchtliche Geldstrafe bezahlen.

Der König von Frankreich wollte sich die Abtei des heiligen Dionysius in Burgund zueignen. Rudolf ermahnte ihn, sein Vorhaben aufzugeben und drohte mit einem Krieg. Dieses hatte den gewünschten Erfolg, und die Abtei blieb unter der Hoheit des teutschen Reichs.

Der Graf von Savoien empfand eben so sehr die Macht und Thätigkeit Rudolfs. Dieser kaufte die Stadt Freiburg in Uchtland, deren Erwerbung der Graf sehr gewünscht hatte; (39) er zwang sogar denselben, die dem Reich

38) Albert. Argentin. p. 104.

39) Comes Eberhardus civitatem Friburg in Oecht-

gehörigen Herrschaften Murten und Condamine nebst der Vogtei zu Peterlingen, welche er an sich gezogen hatte, (1283) zurük zu geben.

Rudolf hoffte durch seine zweyte Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth, (1287) einer Tochter des Herzogs Hugo von Burgund, sein Ansehen in diesem Reich zu vermehren. (40) Er machte sogar den Entwurf, seinen Sohn Hartmann zum König von Burgund zu ernennen. Die Ausführung dieses Gedankens wurde durch den Tod Hartmanns (41) und die nachdrücklichere Behauptung des ganzen königlichen

---

land dedit Regi Rudolfo pro 3000 marcis pro qua Comes Sabaudiæ IX millia dedisset si Rudolfus Rex vendere sibi promisisset. annal, Colmar, ad an. 1277.

40) Rex filiam Ducis Burgundiæ in Uxorem accepit, ut per Ducis consilium & favorem regnum Arelatense cæterasque terras quæ in Burgundia & Provincia per Regem Francorum & alios Principes tenebantur iniuste, posset ad manus imperii revocare Contin. Martini Poloni p. 1428.

41) Er ertrank im Rhein, i. J. 1281.

Ansehens in Burgund, durch die Macht der von dem König von Frankreich unterstüzten dasigen Stände und durch die vielen Unruhen in Teutschland gehindert. (42) Doch hat Rudolf noch in den leztern Jahren seiner Regierung einen Landfrieden für dieses Reich errichtet und andere dasselbe betreffende Befehle und Verordnungen gegeben (43). In Italien wurde dem römischen König die Behauptung seines Ansehens eben so schwer. Als seine Wahl von dem Pabst Gregor dem Zehnten gebilligt worden war, schikte er einen Statthalter dahin. Dieser hatte grose Schwürigkeiten zu bekämpfen. Er mußte gegen die Feinde des Königs kleine Kriege führen (44) und Karl von Anjou wollte der Bemühungen des Pabsts ohngeachtet, die Statthalterschaft in Toskana nicht niederlegen.

---

42) Chron. Colmar. p. 54.

43) Man sehe Mascov Dis. de regno Burgundiæ, Germaniæ unito Sect. 2. §. 1.

44) Milites Regis Rudolfi adversariorum multos ceperunt, plurimos occiderunt in Lombardia prope Mediolanum. Annal. Colmar ad an. 1276.

Diese Umstände und wichtigere Geschäfte in Teutschland hielten Rudolfen von einer Reise nach Rom und von dem versprochenen Kreuzzug ab. Der nach dem Tode Gregors X. und drey anderer Päbste, neu erwählte Papst Nicolaus III. ein kluger unternehmender Mann, war hierüber mißvergnügt. Er mißbilligte auch, daß der königliche Kanzler Rudolf von Hoheneck in der von dem römischen Stul als ein Theil des vom König Pipin geschenkten Exarchats angesprochenen Provinz Romandiola die Huldigung einnahm. Rudolf hatte noch zu viele Feinde in Teutschland, um den Unwillen des Pabsts reizen zu dürfen. Er war genötiget die Handlungen seines Kanzlers zu mißbilligen und dem Pabst Romandiola, nebst einigen Städten ganz abzutreten. Dagegen suchte der Pabst nach dem Versprechen Gregors X. den König Karl von Sicilien, dessen Macht und unternehmender Geist dem römischen Stule selbst gefährlich zu werden, anfieng, zur Niederlegung der Statthalterschaft in Toskana und seiner Senatorwürde in Rom, zu bewegen. Er erreichte diese Absicht. Rudolf gewann

aber

aber sehr wenig hiebei. Der Pabst wünschte seine Gegenwart in Italien gar nicht, sondern bildete vielmehr einen weitläuftigen Entwurf, durch dessen Ausführung das teutsche Reich alle seine Rechte über dieses Land verloren haben würde. Er wollte aus dem obern Italien zwey neue Königreiche für seine Vettern aus dem Hause Orsini machen, Burgund dem König von Sicilien geben und zur Entschädigung Rudolfs, dem Hause Habspurg Teutschland als ein Erbreich überlassen. Rudolf dachte zu edel, um diesen ungerechten, dem teutschen Reich so nachtheiligen Entwurf zu billigen; wenigstens wurde nach dem frühen Tod des Pabsts, an dessen Ausführung nicht mehr gedacht. Der folgende Pabst Martin IV. war ein Freund des Königs von Sicilien, welcher das Ansehen Rudolfs in Italien immer mehr zu schwächen und die dasigen Städte von dem ihrem König schuldigen Gehorsam zurückzuhalten suchte. Nur wenige Städte blieben jezt Rudolfen getreu.

Der römische König hielt deswegen, als ihm Martins Nachfolger, Honorius, die kaiserliche Krönung versprach, seine Anhänger in Italien für zu schwach, um eine Reise nach Rom mit Nuzen zu unternehmen und sich gegen Karln von Anjou sicher zu sezen. Er schickte blos einen neuen Statthalter Principall von Fiesco dahin. Dieser war eifrig bemühet, die dasigen Staaten in dem schuldigen Gehorsam zu erhalten, konnte aber aus Mangel einer hinlänglichen Unterstüzung, diese Absicht so wenig erreichen, daß vielmehr Rudolf selbst nun ganz aufhörte, sich mit Italien zu beschäftigen. Die Italiener fürchteten und verehrten den römischen König; aber sie waren zu lang an die Unabhängigkeit gewöhnt, um sich ihm freiwillig zu unterwerfen. Rudolf sah wohl ein, daß unter seiner Regierung das königliche Ansehen in Italien täglich mehr abnahm; aber es hätte auch ohne Nachtheil des teutschen Reichs nicht behauptet werden können. Die Macht und feindliche Gesinnungen einiger Italienischen Stände würden ihn genöthiget haben, mit einem grossen Heer sich lang in Italien aufzuhalten; der Erfolg dieser Reise wäre, wie vie-

le Beispiele zeigten, immer zweifelhaft, Teutschland aber unterdessen seines Königs, vieler Fürsten und seiner besten Kriegsleute beraubt, den Anfällen der Feinde und den noch gefährlichern inneren Zerrüttungen ausgesezt gewesen. (45) Rudolf handelte also darin vernünftig, daß er, ehe die Umstände vortheilhafter für ihn wurden, keinen Römerzug vornehmen wollte.

Er erlebte keinen hiezu schicklichen Zeitpunkt. Alter, unaufhörliche Kriege, Reisen und andere Beschäftigungen erschöpften seine Kräfte. Er empfand dieses und bemühete sich deswegen die Wahl eines Nachfolgers aus seinem Geschlecht zu bewürken. Schon lang hatte er hierzu seinen Sohn Hartmann ausersehen; nach dem unglücklichen Tod dieses Prinzen beschloß

45) „Rex nullum motum habens ad Italiam, for„sitan quia vidit cæteris multis male successisse.„ Albert. Argentin. p. 103.

er, den Reichsständen seinen Sohn Albrecht vorzuschlagen. Er schrieb deswegen einen Reichstag nach Frankfurt aus; der listige Erzbischoff Gerhard von Mainz, den Rudolf durch Entziehung des Bachgaues beleidigt hatte und die andern Kurfürsten, welche auf ihre Wahlfreyheit eifersüchtig waren, wollten sich zu dieser Wahl nicht entschliessen; sie fürchteten, daß Albrecht die strengen Grundsäze Rudolfs und dessen Eifer für Erhaltung seines Ansehens geerbt haben mögte. (46) Rudolf verlies krank und mißvergnügt diesen Reichstag, um zu Strasburg in dem Schoos seiner Familie, sich eine angenehme Erholung zu verschaffen. Er erreichte diese Stadt nicht; in Germersheim nahm seine Krankheit so sehr zu, daß die Aerzte ihm den nahen Tod ankündigen musten. Mit

46) „Adolfum ad regnum proficere decreverunt (Electores) quia sperabant eum magis eis mitiorem fieri & in suis agendis tractabiliorem, ad hoc exhortante eos Rege Rudolfo contra quem non audebant mutire, tantum oppresserat eos & quando volebat ad quæque servitia perurgebat. Volcmar. p. 535.“

der Standhaftigkeit eines christlichen Helden empfieng Rudolf diese Nachricht. Ich will also, sagte er, jezt selbst nach Speier zu den Begräbnissen der römischen Könige reisen. Er starb aber, ehe er in diese Stadt kam (15. Jul. 1291.) und ward mit einer Pracht, welche die Dankbarkeit und Liebe der Teutschen gegen ihn bewies, begraben.

Jeder Patriot bedauerte lang diesen Verlust und die folgenden Könige Adolf und Albrecht rechtfertigten den allgemeinen Schmerz, weil ihnen, wenn sie schon viele gute Eigenschaften hatten, doch die grossen Talente, die Redlichkeit und das Glück Rudolfs fehlten. Dieser König hatte vorzügliche Verdienste um sein Vaterland; durch ihn wurden die zu grossen Mißbräuche der von dem teutschen hohen und niedern Adel erlangten Macht gehindert, die alte Verfassung, die richterliche Gewalt, das königliche Ansehen und die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt. Er sezte der Raubsucht vieler kleinen Tyrannen Gränzen, brachte das Reich wieder in den Besiz vieler vorher

demselben entzogenen Güter und befreite den teutschen Staat von der Gefahr einer gänzlichen Trennung. „Sein wachsender Ruhm ver„breitete Furcht und Schrecken über die Un„gerechten und Freude über das Volk. Der „Ackersmann nahm seinen Pflug wieder, der „lang ungebraucht in dem Winkel lag. Der „Kaufmann welcher vormals, die Räuber fürch„tend, in seiner Heimath geblieben war, durch„reiste nun sicher das Land: Räuber, die son„sten ohne Furcht sich öffentlich hatten sehen „lassen, versteckten sich jezt in entlegenen Or„ten.„ (47)

Dennoch suchte Rudolf nicht, eine uneingeschränkte Gewalt zu erlangen. „Ich habe, „schrieb er, geschworen, keine Güter des „Reichs ohne Einwilligung der Fürsten zu ver„äussern.„ (48) Diesem Eid blieb er ge-

47) Dieses sind Worte eines gleichzeitigen Schriftstellers Volkmar. p. 519.

48) Codex epistolar. Rudolfi I. L. 3. p. 147. n. 6.

treu. Bey Veräusserungen der Reichsgüter und vielen andern wichtigen Angelegenheiten, fragte er alle Stände, oder wenigstens die Kurfürsten, um Rath.

Seine viele Reisen und Kriege verursachten grosse Kosten. Hierdurch war er oft genötigt, Steuern von den Reichsstädten zu fordern. Diese waren zwar sehr unzufrieden hierüber, (49) mußten aber gemeiniglich, um nicht nach der damaligen Gewohnheit, von dem König an Reichsfürsten verpfändet und dadurch ihrer Freiheit beraubt zu werden, (50) sein Verlan-

49) Cives Columbarienses Regi Rudolfo uno anno triginta millia librarum transmittunt - opposuerunt se Colmarienses Regi Rudolfo qui tricesimam rerum suarum sibi dare noluerunt. Annal. Colmar. ad an. 1284. p. 20.

50) Als Rudolf eine solche Steuer ausschrieb, sagte er den Ständen: „Vestra prudentia non ignorat, „quod vobis cederet nocumento, si, quod absit,

gen erfüllen. Eben diese Bedürfnisse zwangen den König, oft sehr beträchtliche Geldstrafen einzuziehen und einige Güter des Reichs zu verpfänden oder zu verkaufen. (51) Dem ohngeachtet kann Rudolfen der Vorwurf, daß er aus Eigennuz oder wegen unnöthiger Ausgaben, diese Mittel, Geld zu bekommen, ergriffen habe, nicht gemacht werden. Die Geschichtschreiber versichern einstimmig, daß er keine Schäze gesammlet (52) und nur selten königliche Pracht gezeigt habe. Sein gewöhnlicher Anzug war einfach und in dem Krieg schämte er sich nicht, ausgebesserte Kleider zu tragen.

„ necessariarum rerum cogente defectu, pro nostris „ debitis, vos & alios nostros fideles contingerer „ pignorationis incommodo molestare „ Cod. epist. Rudolf. I. L. 1. p. 23. n. 17.

51) Beyspiele hiervon sind gesammelt in Strubens Versuch des teutschen Staatsrechts unter Rudolf I §. 5. in dessen Nebenstunden IV. Th.

52) „ Rex in extrema semper extitit paupertate. „ Sagt das Chron. Colmar. p. 42.

Der Thron hatte bey diesem König die sonst so gewöhnliche Würkung, den Charakter seines Besizers zu verschlimmern, nicht. Rudolf war nach seiner Erhebung eben so mäßig, herablassend, redlich und demüthig als vorher. Die glänzendsten Siege, die wichtigsten dem Vaterland geleisteten Dienste, machten ihn nicht stolz; er schrieb den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen, der göttlichen Vorsehung und den getreuen Diensten seiner Anhänger zu.

Als Graf, liebte Rudolf den Krieg, er schien sogar den Geist eines Eroberers zu haben; als König wollte er lieber der Beherrscher eines mäsigen aber glücklichen Reichs, wie der Besizer grösserer und zerrütteter Staaten seyn. Er vermied deßwegen unnöthige Kriege, ohne sie zu fürchten. Bey einer andern Gedenkungsart würde er der Versuchung, durch einen Kreuzzug in Asien Eroberungen zu machen, nach Ottokars Tod ganz Böhmen einzunehmen (53)

53) Er schrieb, als er mit Ottokars Kindern Frieden gemacht hatte, an den König von Ungarn:

und Italien in dem Gehorsam zu erhalten, nicht haben widerstehen können. Er theilte Mangel und Beschwerlichkeiten des Kriegs mit seinen Dienern (54) Wenn er gleich über viele Menschen herrschte, so kannte er doch den Werth ihres Lebens; er sezte sie nie der Gefahr *aus*, wenn es nicht die Noth erforderte. Man rieth ihm einst, das Schloß Weissenburg welches er lang und mit vielen Kosten belagerte, zu stürmen; aber er willigte nicht ein; ich will lieber, sagte er, das Schloß später und mit grössern Kosten erobern, als meine Krieger, von denen mein Glück und Ruhm abhängt, der Gefahr aussezen. (55) Rudolf zeigte bey al-

---

Quamvis autem facile nobis esset, tam regnum quam pueros extremæ subiicere vastitati, multis tamen salubrius & Deo gratius videbatur, ut ad propositum consequendum sine tot hominum & maxime puerorum exterminio veniremus. Cod. epist. Rud. I. L. III. p. 166.

54) Bey einem Mangel der Lebensmittel war er der erste welcher rohe Rüben aus dem Feld nahm und aß. Albert Argent p. 104.

55) Ioh. Vitoduran. Chron. p. 1757.

len seinen Unternehmungen eine unermüdete Standhaftigkeit; Er sah wohl ein, wie nöthig diese Tugend zu einer Zeit sey, worin man gewöhnt war, das königliche Ansehen gering zu schäzen.

Er vergas als König, die dem Grafen zugefügten Beleidigungen; aber nicht die ihm erzeigten Gefälligkeiten; er stieg einst von dem Throne, um einem Bürger von Zürch, der ihm noch als Grafen, das Leben gerettet hatte, auf die freundlichste Art seine Dankbarkeit zu bezeigen; denn, sagte er, den, welcher mich mit Gottes Hülfe vor dem Tode rettete, werde ich, so lang ich lebe, hochschäzen. (56)

Die Unverbrüchlichkeit seines gegebenen Worts, blieb lang der Gegenstand eines Sprüchworts.

Er gieng oft unbekannt in die Häuser geringer Leute, lies sich mit ihnen in freundliche

56) Ebendaselbst p. 1750.

Gespräche ein und nahm es ihnen nicht übel, wenn sie aus Unwissenheit ihn beleidigten. Noch in seinem hohen Alter liebte er sinnreichen Scherz.

Auch für die häuslichen Freuden und für die Tugenden des Vaters, behielt Rudolf unter den mit der Regierung verknüpften Zerstreuungen und unter dem Geräusch der Waffen, Gefühl und Musse. Niemand liebte Gemahlin und Kinder mehr, als er. Der Tod einiger hoffnungsvollen Prinzen und ihrer tugendhaften Mutter verbitterte die Freude, welche das Bewußtseyn, vieler edeln und glücklichen Handlungen in ihm erwecken mußte. Oft versammelte er seine Familie um sich her, um in ihrem Schoose jene stillen ungekünstelten Freuden zu geniessen, welche gemeiniglich von dem Throne fliehen.

Wenn man in seinem Leben einige Züge einer vielleicht zu weit getriebenen Nachsicht gegen

seine vertrauteren Diener (57) oder einer zu grossen Härte in Bestrafungen findet, so sind sie weniger einem Fehler des Herzens, als dem ungesittetern Zustand jener Zeiten Schuld zu geben, worin Gelindigkeit geringern Eindruck machte und worin man die Leidenschaften weniger zu verbergen oder zu lenken wußte, als in aufgeklärtern Jahrhunderten. Seine übrigen Handlungen und die einstimmigen Zeugnisse vieler Geschichtschreiber (58) welche selten zum Lob eines Mannes sich vereinigen, stellen ihn als einen Fürsten dar, der durch die Ei-

57) Zwey Beyspiele hiervon findet man beym Albert. Argent. p. 103.

58) Albert. Argent. p. 102. erzählt, Rudolf habe einen mächtigen ungarischen Grafen Iwan, der oft in Oesterreich eingefallen, freundschaftlich nach Wien eingeladen und ihn allda umbringen lassen. Kein anderer Schriftsteller beschuldigt den König dieser Verrätherey; Ottokar Horneck, welcher die Oesterreichische Geschichte dieser Zeit sehr weitläuftig erzählt, schweigt davon still und sagt vielmehr, ein unruhiger ungarischer Graf Iwan sey nicht gewaltsam gestorben.

genschaften des Geistes und des Herzens, den Beynamen des grossen, die Dankbarkeit der Nachwelt und das Glück, Stammvater einer langen Reihe mächtiger Monarchen zu seyn, verdient. (59)

59) Alle seine mit der ersten Gemahlin gezeugten Kinder waren: Albrecht, Herzog in Oesterreich, Hartmann, Rudolf, Mechtild, des Pfalzgrafen Ludwigs, Agnes, des Kurfürsten Albrechts von Sachsen, Hedwig, des Markgrafen Otto von Brandenburg, Catharina, des Herzogs Otto von Baiern, Clementia, des französischen Prinzen Karl Martells, Guta, des Königs Wenzels von Böhmen Gemahlin, und Karl.

Hermann.

Quellen.

Des Tacitus Jahrbücher.
Vellejus Paterkulus Geschichte.
Florus.
Dio.
Suetonius.
Strabo.

Hermann, des Cherusker Fürsten Sigmars Sohn, ist unter den grossen Männern, welche die Ehre und Stolz der deutschen Nation sind, der erste; und unter den vielen streitbaren Kriegern, woran Deutschland von jeher so fruchtbar war, der Held seines Va-

terlandes, dem wir es zu danken haben, daß wir frei, und daß wir Deutsche geblieben sind. Sein Haß gegen die Römer, der so gerecht; und die Liebe zu seinem Vaterland, die so warm war, sind die stärksten Triebfedern seiner grossen Thaten gewesen. Der Gedanke, ein Sklav der Römer zu werden, und aufzuhören ein freyer Deutscher zu seyn, weckte in ihm den edeln Entschluß, sein Vaterland zu retten, welchen er auch mit so unerhörtem Muth ausführte, als er ihn mit reifer Klugheit überdacht hatte.

Deutschland fieng schon an, die Fesseln der Sklaverey zu tragen, ohne es fast zu wissen. Es war nicht durch Waffen bezwungen, aber beinahe durch die feinen Ränke der römischen Staatsklugheit unterjochet.

Nur ein rüstiger junger Mann, wie Hermann, mit Entschlossenheit, scharfsichtigem Geiste und unerschüttertem Muth konnte das Joch von dem Nacken einer Nation abwerfen, welche es schon zu gewöhnen anfieng.

Drusus hatte bey seinen Feldzügen in dem westlichen Theile Deutschlands durch die verschiedenen Burgen, die er an den Flüssen und ihren Mündungen erbaute, dem freien Deutschen schon einen starken Zaum angelegt.

Tiber, mehr ein verschlagener Staatsmann, als tapferer Krieger, hatte die meisten Deutschen zwischen dem Rhein und der Elbe durch listige Unterhandlungen zu Freunden und Bundsgenossen der Römer gemacht, und sie dadurch unvermerkt an die römische Herrschaft gefesselt; Quintilianus Varus ging auf dem von Tibern gebahnten Wege fort, und behielt dessen Staatsgrundsäze bei, die Deutschen mehr durch Geseze und den Schein der Gerechtigkeit, als durch Waffen zu bezähmen. Er führte wirklich die römische Gerichtsordnung und Geseze ein, saß selbst zu Gericht; ein Schwarm von römischen Sachwaltern umlagerte seinen Richterstuhl; die streitenden Partheien erschienen häufig, und die guten Deutschen liessen sich alles dieses so wohl gefallen, daß sie so gar (es mag nun dieses aus Unwissenheit oder Verstellung geschehen seyn) seine Gerechtigkeitsliebe und Sorgfalt für das

gemeine Beste belobten. So weit war es schon mit Deutschlands Freyheit gekommen. Es schien als wollten sich die Teutschen schon allgemach durch den langen Umgang mit den Römern an ihre Sitten, Gebräuche, Sprache, Gerichtsform und Geseze gewöhnen. Die Ueppigkeit der Römer erwekte unvermerkt Eckel gegen ihre einfache und harte Lebensart. In Ueberfluß und Weichlichkeit gehorsamen, fing schon an, ihnen mehr zu behagen, als frey seyn in Gefahr und Thätigkeit. Aus dieser Absicht hatten die Römer die deutschen Fürstensöhne, welche ihre Bundsgenossen waren, oder die ihnen als Gefangene in die Hände gefallen sind, entweder in Italien nach ausländischer Sitte erziehen lassen, oder auch bei ihren Kriegsheeren in Dienste genommen, damit sie den glänzenden Pracht, das Feine und Artige der grossen Welt, und die römische Schwelgerey liebgewinnen, und dagegen ihre Wälder und ihre eben so rauhe Lebensart verabscheuen lernten.

Bei einem jeden andern Jüngling, der weniger Vaterlandsliebe hatte, als Hermann, mögen diese Kunstgriffe der römischen Politik

ihren Zweck erreicht haben: wenigstens dessen Bruder Flavius kettete es so stark an die Römer, daß er sich niemal mehr von ihnen losreissen konnte. Bei Hermann aber wurde ihre Absicht nicht nur vereitelt, sondern auch zu ihrem Schaden gewendet. Auch er brachte seine Jugendjahre im Kriegsdienst der Römer zu, und that sich durch Tapferkeit und andere kriegerische Eigenschaften so sehr hervor, daß ihn August zur Belohnung, oder vielmehr um ihn fester an die Römerseite zu heften, mit dem römischen Bürgerrecht, und der Ritterwürde beehrte.

Hermann schlug diese glänzenden Ehrenbezeugungen nicht aus, aber sein deutsches Herz blieb unbestechlich. Seine schon so reife Klugheit, die bey einem Jüngling von zwanzig Jahren, selbst in den Augen der aufgeklärten Römer ein Wunder schien, rieth ihm, die Maske des Freundes anzunehmen; unter dieser hatte er Gelegenheit, die Römer, ihr Kriegswesen, ihre Sprache, ihre Staatsstreiche, aber auch ihre unersättliche Herrschsucht kennen zu lernen. Dieses bestärkte ihn in dem Hasse gegen diesel-

ben, und erweckte in seiner grossen Seele den unerschütterten Entschluß, alles für die Freiheit seines Vaterlandes zu wagen.

Hermann nur zu sehr mit der Eroberungssucht der Römer bekannt, konnte durch die Freund- und Bundsgenossenschaft derselben nicht getäuschet werden. Ihr Uebermuth in dem benachbarten schon unterjochten Gallien, wovon er Augenzeuge war, machte ihn mißtrauisch auf jeden Schritt derselben in Deutschland; mißvergnügt sah er sie immer tiefer ins Land hineindringen; unerträglich war seinen Augen die fremde Gerichtsstelle auf deutschem Boden, der stolze Urtheilsprecher **Varus**, das Gezänk ausländischer Sachwalter, und endlich gar die Steckenbündel und Beile, welche ein Widerspruch der Deutschen Freyheit waren. Er sah zwar, daß sich seine Landsleute zu allem diesem gleichgültig bezeigten; bemerkte aber auch, daß diese Glichgültigkeit eine gewisse Betäubung sey, welche der Mittelstand zwischen gänzlicher Erschlaffung der Kräfte und dem fürchterlichen Erwachen eines Rasenden ist, um sich aus einer Lage zu reissen, welche dem Geist

unerträglicher als Vernichtung selbst ist. Nur eine heftige Erschütterung war nöthig, um die Nation aus ihrem gefährlichen Schlummer zu erwecken. Das Losungswort war: Freyheit! Hermann gab es zu rechter Zeit. Er wußte den glücklichen Zeitpunkt zu benuzen, der zwischen Sklaverei und Freyheit unseres Vaterlandes entscheiden sollte.

Es war dieser Zeitpunkt, als nach Drusus, des kühn unternehmenden und feurigen Jünglings, Tode Quintilius Varus in Abwesenheit Tibers zur Anführung des niederrheinischen Heeres abgeschikt war. Varus war nicht der tapfere und gefahrliebende Krieger wie Drusus; noch der vorsichtige und argwöhnische Feldherr wie Tiber; sondern ein friedliebender Mann von ruhiger und gelassener Gemüthsart; seine Stadthalterschaft in Sirien hatte ihn an eine weichliche und ruhige Lebensart gewöhnt, und geübter, Geld zusammen zu scharren, als Kriege zu führen gemacht; unterdessen war er doch Römer genug, daß er die Deutschen als die rauhesten Barbarn ansah, denen er nichts Menschliches ausser der Sprache und Gestalt

zutraute; welche ihm zu wild schienen, als daß man sie mit Waffen bezwingen könnte, die er aber doch leicht durch Geseze bändigen zu können glaubte.

So viel Sorglosigkeit und zuversichtliches Vertrauen des Varus auf sich selbst, so wenig Furcht vor dem Feinde, und noch weniger Behutsamkeit in dem stolzen und strengen Betragen gegen die Deutschen, schienen Hermann eine auffordernde Gelegenheit, seinen grossen Plan auszuführen. Er hatte ihn mit Einsicht und weit aussehendem Blike entworfen; nun wurde noch Entschlossenheit, unerschütterter Muth, Gegenwart und Stärke des Geistes, welche die Mutter geschwinder und glücklicher Entschliessungen ist, erfordert, um die größte That fürs Vaterland zu vollenden.

Zum Glück vereinigten sich alle diese grossen Eigenschaften in Hermann. Er fing damit an, daß er die Gemüther seiner Landsleute in Gährung brachte. Dieses glückte ihm gar leicht: indem er sie auf die Strenge und den Stolz des römischen Betragens in ihrem Vaterland auf-

merksamer machte, als sie es seither zu seyn schienen. Die Stimme der römischen Herolden, welche sie zu Gerichte riefen, wurde ihnen bald unerträglich; die Schergen mit Ruthen und Beilen beleidigten ihren Anblik; der Rost an ihren Waffen schien ihnen schon Vorwürfe zu machen, sie seyen keine Deutsche mehr. Hermann war nicht müsig; er suchte das glimmende Feuer mehr anzufachen. Im Vertrauen eröffnete er Anfangs nur wenigen Freunden seinen grossen Entschluß; man belobte ihn. Bald vertraute er sich mehrern an; überall fand er Beifall. Endlich berathschlagte er sich mit den Edelsten der Nation, und überzeugte sie durch seinen vorgelegten Entwurf, wie leicht die Römer könnten überfallen und gänzlich vertilget werden; ihr Untergang auf deutschem Boden, Rache, und Rettung des Vaterlands ward nun allgemein beschlossen.

Hermann, die Seele des grossen Unternehmens, belebte alles mit seiner Klugheit, Entschlossenheit, und Muth. Varus mußte vordersamst geschwächet, und die Macht des tapfern Heeres, welches ihn umgab, getheilet

werden. Die deutschen Fürsten begehrten deswegen unter mancherlei Vorwande römische Soldaten zu ihrer Bedeckung.

Varus, der glaubte, sich eben dadurch mehr vor ihnen sicher zu stellen, und denselben durch seine Macht Fesseln anzulegen, gab sie ihnen mit aller Bereitwilligkeit. Nun war noch der Ort, wo sich Varus aufhielt, in manchem Betracht nicht bequem genug zum Ueberfall: zu nahe am Rhein und dem benachbarten Gallien, wohin die Flucht so leicht war, und woher die Hülfe so geschwind hätte kommen können; zudem war hier freies und ebenes Feld, wo das römische Heer sich so leicht ausbreiten, und über die deutschen Waffen das Uebergewicht gewinnen konnte. Hermann suchte jezt nur den Varus mit seinem Heer von dem Rhein abzuziehen, und tiefer in das Land hinein zu locken, wo Berge, Wälder, und Gewässer ihn aus der vortheilhaften Lage sezten. Er nahm seine Zuflucht zu einer Kriegslist. Die Deutschen mußten auf sein Anstiften einen Aufruhr gegen die Römer erregen; die andern deutschen Fürsten dem Varus davon Nachricht geben, und

rathen, schleunigst mit seinem Heer dorthin zu eilen, um das glimmende Feuer der Empörung in dem ersten Auflodern zu ersticken. Sie selbst versprachen ihm, mit den ihrigen zu folgen. Varus, in eine sorglose Sicherheit eingeschläfert, ließ sich von den Deutschen nichts weniger träumen, als daß sie ihn durch diesen Vorwand in die Schlinge zu locken suchten.

Er war schon im Begriff aufzubrechen, als beinahe die schönste der Thaten in ihrem Aufkeimen unterdrückt worden wäre. Segest, Fürst der Chassunrier und Dulgibier, Hermanns Schwiegervater selbst wurde Verräther. Es mag nun dieses aus Haß und Neid gegen seinen Tochtermann geschehen seyn, der ihm seine Tochter Thusnelde entführet, und sich wider seinen Willen mit ihr vermählet hatte, oder war es kriechende Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit an die römische Herrschaft, bey welcher er sich besser zu befinden glaubte: genug, er begieng die niederträchtigste und einem Deutschen höchst entehrende Handlung, daß er das ganze Geheimniß dem Varus entdeckte. Varus, der sich Hermann durch Gutthaten

ganz verbindlich gemacht zu haben, und ihn deswegen besser zu kennen glaubte, ließ sich nicht überreden, daß ein Deutscher die Verstellung so weit treiben könnte.

Segest wand im Gegentheil alles an, um ihn davon zu überzeugen. Noch bey dem lezten Mahle, welches Varus den Edelsten der Nation gab, bat Segest denselben, er möchte ihn samt dem Hermann und den übrigen Verschwornen fest halten: das Volk würde ohne die Häupter nichts zu unternehmen wagen. Allein das Schicksal war einmal über die Römer in Deutschland bestimmt, daß sie durch Blindheit ihres Führers ein Opfer ihrer Herrschsucht werden sollten. Varus ließ sich nichts einreden. Er brach wirklich mit seinem Heer gegen die Weser auf, und die deutschen Fürsten versprachen ihm, bald zu folgen. Sie eilten unterdessen nach Hause, um mit der Ermordung der römischen Bedeckung, welche sie von dem Varus erhalten hatten, den Anfang ihres grossen Unternehmens zu machen. Dieses war kaum ausgeführt, als sie Varus schon auf dem Rücken hatte. Er befand sich eben in

einer der mißlichsten Lagen, in dem Teutobürger Wald zwischen der Lippe und Weser bey Detmold in der heutigen Grafschaft Lippe.

Alles schien sich hier zum Verderben der Römer vereinigt zu haben: hohe Berge und undurchdringliche Wälder, worinn der fremde Römer keinen Pfad wußte; enge Thäler voll Bäche und Moräste, wo das römische Heer nicht Ordnung halten konnte; ungünstige Witterung, heftiger Wind und anhaltender Regen, der Bäche schwellte, den Boden schlüpfrig und alle Tritte unsicher machte. Der römische Soldat that zwar alles, was man von seinem unverdrossenen Muth erwarten konnte, es wurden Bäume gefällt, Brücken geschlagen, Gräben und Moräste ausgefüllt; aber eben durch diesen mühevollen und beschwerlichen Zug wurde er zum folgenden Streit zu sehr ermüdet. Nun war die Zeit, welche Hermann zum Angriff am schicklichsten zu seyn glaubte. Er geschah zuerst in der Ferne, um den Muth des Feindes zu versuchen. Die Deutschen fanden schwachen Widerstand: denn das entkräftete und zertheilte römische Heer konnte sich in diesen Ge-

genden nicht in die gedrängten Reihen stellen, und ihre Glieder schliessen, worinn doch ihre größte Kriegsgeschicklichkeit und Stärke bestand. Desto feuriger wurde der Muth der Deutschen. Sie drangen unwiderstehlich von allen Seiten herzu, und kämpften mit einer rasenden Wuth, womit sie Freyheitsliebe begeistert hatte, bis in die Nacht fort. Es erfolgte eine grosse Niederlage der Feinde.

Dennoch auch diese (es waren Augusts beste Legionen) fochten wie Römer. Unter beständigen Anfällen der Deutschen sezten sie ihren Zug fort, und vertheidigten sich auf das tapferste, bis sie gegen Abend einen Plaz erreichten, wo sie sich in ein Lager verschanzen konnten. Aber diese Verschanzungen, ohne welche ein römisches Heer niemal eine Nacht zubringen durfte, konnten ihnen nur ein Leben fristen, um es den folgenden Tag desto muthiger zu verlieren.

Der deutsche Soldat war schon zusehr durch das Glück angefeuert, und erneuerte mit Anbruch des Tages seinen Anfall mit doppelten

Kräften. Die Römer widerstanden ihnen nun zwar leichter und in besserer Ordnung: weil sie alles, was ihnen von ihrem Gepäck nicht nöthig war, theils verbrannt, theils im Lager zurückgelassen hatten; allein sie mußten weiter fortrücken, um entweder zurück an den Rhein, oder in Länder, wo sie Hülfe zu erwarten hatten, zu kommen: so geriethen sie wieder in Wälder, wo sie, wie zuvor, aus ihrer Fassung kamen, und dem überall zudringenden Deutschen nicht widerstehen konnten. Der zweyte Tag des Treffens schloß sich mit einer noch grössern Niederlage der Römer. Dadurch verbreitete sich eine niederschlagende Muthlosigkeit unter den gemeinen Soldaten, die bald in Verzweiflung der Anführer übergieng. Die stürmenden Anfälle der Deutschen liessen ihnen nicht einmal so viel Zeit, sich in ein Nachtlager zu verschanzen. Der dritte Tag wurde also ein Tag des allgemeinen Mordens und der Vertilgung der Römer. Wegen anhaltendem kaltem Regen und Wind, konnten sie weder Stand halten, noch mit Vortheil fortrücken: ihre Kleider, Schilde, Bogen, und Pfeile wurden durch die Nässe unbrauchbar.

Sterben, oder den Feinden sich ergeben, war nun ihr Loos. Die Deutschen waren durch die kalte Witterung ihres Himmelstrichs schon mehr abgehärtet; des deutschen Bodens gewöhnt: und konnten sich überdiß ihrer langen Spiesse und grossen Faustkolben mit Vortheil bedienen. (*) Der Sieg war nun völlig auf ihrer Seite. Alles, was der Tod verschonet hatte, mußte sich an sie ergeben. Varus stürzte sich nach einigen empfangenen Wunden in sein Schwert, um nicht seine Schande zu überleben, und seiner Feinde Spott zu werden.

Seinem Beyspiel folgten die muthigsten Anführer; die meisten wurden niedergehauen; nur wenige verschont, und gefangen davon geschleppt. Einige, und unter diesen Lucius Asprenas, fanden durch die Flucht ihre Rettung. Auch Volumnius, des Varus Legat, war mit einem Theil der Reuterey durchgebrochen, und eilte dem Rhein zu; wurde aber von Deutschen,

---

(*) Nach Christi Geb. 12.

denen er unterwegs in die Hände fiel, niedergehauen.

Dieses war der Untergang drei der schönsten und tapfersten Legionen, des Kerns der römischen Mannschaft. Die schäzbarste Beute, worauf die Deutschen am meisten stolz gewesen sind, waren zwei goldene Adler, die Zeichen der Legionen; den dritten hatte der römische Fähndrich, damit er nicht in die Hände der Deutschen käme, in den Morast versenket. Einige von den Vornehmsten wurden den Göttern geschlachtet; andere zur Dienstbarkeit verdammet; des Varus Haupt aber dem Marbod, König der Markomannen zum Geschenk geschickt. Niemand mußte die Erbitterung der Deutschen mehr empfinden, als die römischen Sachwalter. Man stach ihnen die Augen aus; schnitt ihnen Hände, Ohren, und Zungen ab, mit dem Zurufen. Höre nun auf zu zischen, Natter!

Unvergeßlich ist der deutschen Nation das Andenken dieses grossen Siegs, dessen Früchte sie izt noch geniesset, so unvergeßlich, als der

Held, dessen Werk er ist. Durch ihn endigte sich der Römer Herrschaft in Deutschland; ihm haben wir, selbst nach der Römer Geständniß unsere Freyheit zu danken; und ohne ihn würde sich nicht einmal eine Spur von der Sprache unserer deutschen Voraltern, wie es dem von ihnen besiegten Spanien und Gallien wiederfahren ist, vorfinden. Der deutsche Name wurde nun Roms Schrecken; und **Hermann** in der größten Entfernung den Römern fürchterlicher, als ehedessen **Hannibal** vor den Stadtthoren. Sie dachten nun nicht mehr an Deutschlands Unterjochung; sie fürchteten nun selbst von demselben unterjocht zu werden. Alle Deutsche, von welchen man nun alles befürchtete, mußten Rom räumen. August zitterte auf seinem Thron, und rasend vor Unmuth rief er öfters aus: **Varus, gib mir meine Legionen wieder!**

Roms Bürger waren so muthlos, daß sie nur durch die schimpflichsten Strafen dazu konnten gebracht werden, die Waffen wider die Deutschen zu ergreifen.

Her.

Hermanns Absicht und Wunsch war, seinen Sieg in dieser allgemeinen Bestürzung Roms zu benuzen, und alle Römer von deutschem Boden zu vertreiben. Allein die Deutschen selbst, welche ihre Kräfte nur selten gekannt, und fast nie mit vereinbarter Macht angewendet haben, hemmten den Verfolg seines Sieges. Die Römer, welche es lieber sahen, daß die Deutschen in ihrem eigenen Eingeweide wütheten, und sich selbst aufrieben, als daß sie ihre Legionen dabei aufopferten; liessen sich nichts mehr angelegen seyn, als Uneinigkeit unter ihnen zu stiften und zu unterhalten. Segest, der Verräther, rief selbst die Römer durch Abgesandte zu Hülfe, als er von Hermanns Parthey, welche ihm nicht günstig seyn konnte, in seiner Burg eingeschlossen war. Germanicus, des Drusus Sohn, welcher eben aus dem Land der Katten, welche er besiegt hatte, im Rückzug nach Rom begriffen war, nahm die Gesandschaft Segestens gefällig auf; eilte ihm schleunig zu Hülfe; schlug die Fürsten, welche ihn belagerten, zurück, und sezte ihn in Freyheit. Ob auch Hermann unter den Belagerern gewesen sey, meldet uns die

Geschichte nicht; aber der grosse Antheil, welchen er an dieser Sache hatte, läßt es uns mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmassen.

Der empfindlichste Streich für Hermann war dabey die Gefangennehmung seiner schwangern Gemahlin Thusnelde, welche bei ihrem Vater in der Burg eingeschlossen war. Dieses grosse deutsche Weib, zu groß für Segestens Tochter, aber würdig, Hermanns Gemahlin zu seyn, würdigte den stolzen Sieger weder einer Thräne noch Bitte; mit einer edeln Grösse in ihrem Blicke, den sie auf ihren schwangern Leib herab warf, zeigte sie dem Römer, daß der Geist einer gefangenen Deutschen doch frey sey. Sie wurde mit allem ihrem Frauenzimmer gefangen nach Italien gebracht, wo sie bei dem über die Deutschen gehaltenen Triumph des Germanicus eine unglückliche Zierde wurde. Hermanns Sohn, welchen Thusnelde in der Gefangenschaft gebar, ist zu Ravenna erzogen, und in der Folge ein betrübtes Spiel des Schicksals geworden.

Dieses Unglück schlug Hermann nicht nie-

der; es erhöhte vielmehr seine Seele zu neuen Thaten. Indem es seinen Haß gegen die Römer bestärkte, reizte es zugleich seine Nachbegierde gegen ein Volk, auf welches er mit Verachtung herabblickte, und das, wie er sagte, mit vier Legionen heranrückte, um wehrlose Weiber fortzuschleppen. Voll von dem Gefühle seiner Grösse, womit er schon Legionen darniedergeschlagen hatte, foderte er seine Landsleute gegen Segesten und die Römer zu den Waffen auf.

Nicht allein die Cherusker, sondern auch die benachbarten Völker schlugen sich auf seine Seite. Der Kriegszug der Römer wälzte sich fürchterlich gegen das Land der Cherusker hin. Germanicus zwar mit einem Theil des Heeres von vier Legionen, nach dem Beyspiel seines Vaters Drusus, zu See, und dann die Ems hinauf; der andere Theil von vier Legionen unter Anführung des Cäcinna zu Lande, bis in die Gegenden, wo das Schlachtfeld war, welches durch des Varus Niederlage so berüchtigt geworden ist. Der Anblick so vieler traurigen Ueberbleibsel erschlagener Lands-

leute brachte bei dem römischen Soldaten eine Mischung entgegengesezter Empfindungen hervor: Schmerz über das Schicksal ihrer Mitbürger wechselte mit Erbitterung und Wuth gegen die Deutschen. Angefeuert von Rache rückten sie weiter fort, und suchten Hermann auf, der sich immer in Abwege zurükzog, um seine Feinde tiefer in die Wälder zu locken; bis es endlich bei der Weser zu einem Treffen kam. Germanicus lies seine Reuterey den Anfall machen, um die Deutschen aus einer vortheilhaften Stellung, die sie behaupteten, zu vertreiben. Hermann zieht sein Volk zusammen, läßt es gegen die Waldungen zurückziehen, in der Nähe derselben Halt machen, sich schwenken, und von allen Seiten diejenigen, welche er im Gehölze versteckt hatte, hervorbrechen. Der römische Reuter, welcher einen fliehenden Feind zu verfolgen glaubte, geräth bei dem Anblick einer neuen Schlachtordnung in Verwirrung; die Bestürzung wird noch grösser, als die ihm zugeschickten Hülfsvölker durch den Strom der fliehenden über den Haufen geworfen, und sie insgesammt einem Sumpfe zugejaget wurden, wo sie alle würden umgekommen seyn, wenn

nicht Germanicus in der Geschwindigkeit sein Heer zusammengezogen, und den größten Theil gerettet hätte. Wie viel Ehre dieses Treffen der Kriegserfahrenheit und Tapferkeit Hermanns mache, läßt sich schon daraus abnehmen, daß selbst die römischen Geschichtschreiber, gegen ihre Gewonheit, nicht viel Worte zum Lobe dieses Treffens machen, und höchstens behaupten, der Verlust sey auf beyden Seiten gleich gewesen. Aber der schleunigste Zurückzug des Germanicus und Cäcinna läßt uns das muthmasen, was uns die Geschichte verschweigt. Jener des Germanicus geschah wieder zu Wasser mit vieler Beschwerniß und Gefahr; dieser des Cäcinna aber zu Lande mit der größten Niederlage. Er hatte, wie Varus mit Hermann, und auch wie jener mit allen Ungemächlichkeiten des Bodens, der Wege, und des Gewässers zu kämpfen; und hätte beynahe gleiches Schicksal gehabt, wenn die Deutschen so bedacht auf die völlige Niederlage ihrer Feinde gewesen wären, als sie begierig waren, Beute zu machen.

Hermann war dem Cäcinna durch Neben-

wege gefolget; da er ihn in wässerichten Gegenden zwischen Bergen und Wäldern sah, machte er einen Anfall auf ihn, welchen der Römer, der zur Hälfte arbeiten, und zur Hälfte streiten mußte, nur mit grosser Niederlage aushalten konnte, bis die Nacht ihn aus einem unglücklichen Streit zurückrief.

Der siegreiche Deutsche beunruhigte sogar in der Nacht den Feind durch Ströme und Bäche, welche man von der Höhe herableitete, um die Dämme und Verschanzungen der Römer umzustürzen. Doch brach Hermann nicht gleich hervor; sondern er erwartete Zeit und Ort, wo der römische Heerzug sich wieder durch waldigte und sumpfigte Gegenden fortarbeiten mußte. Hier gab er Befehl zum Angriffe mit folgenden Worten: Hier ist wieder Varus; hier seine eben so glücklich besiegten Legionen. Worauf er selbst mit den tapfersten in die römischen Schaaren hineinstürzte, die Glieder durchbrach, Mord und Tod um sich her verbreitete. Unter der römischen Reuterey war die größte Niederlage, und um die Adler herum das hizigste Gefecht; er befahl vornehm=

lich die Pferde zu verwunden, damit der Reuter in dem Sumpf keinen Wiederstand thun könnte; dem Cäcinna selbst wurde das Pferd unter dem Leibe erstochen. Zum Unglück plünderte nun der deutsche Soldat, wo er hätte morden sollen, um den Sieg so schön zu vollenden, als Hermann ihn angefangen hatte. Die Römer gewannen gegen Abend eine Anhöhe, wo sie sich mit Mühe verschanzen konnten. Betrübniß, Mangel und Furcht machte sie bis zur Verzweiflung kleinmüthig, und bei einem in der Nacht entstandenen falschen Lermen so bestürzt, daß sich Cäcinna längst hingestreckt unter das Thor legen mußte, damit sie nur nicht davon liefen.

In dieser Verfassung der Römer würde ihre gänzliche Niederlage am dritten Tage unvermeidlich gewesen seyn, wenn man Hermanns Anschlag gefolget, und sie nicht eher als auf engen und sumpfigten Wegen, wohin sie doch wieder kommen mußten, angegriffen hätte. Aber die übrigen deutschen Anführer, übermüthig durch ihr Glück, beharrten darauf, das römische Lager zu bestürmen. Dieses geschah

mit dem anbrechenden Tage. Die Verschanzungen hatten sie ohne Wiederstand erstiegen, fanden aber den Feind in einer guten Schlachtordnung, worinn nur die Römer zu siegen gewohnt waren. Die Deutschen mußten ihren gedrängten Schaaren weichen, und sich mit grossem Verlust aus dem Treffen zurückziehen.

Dem ziemlich geschwächten und ausgeplünderten römischen Heer stund nun der Weg, sich über den Rhein zu flüchten offen, und der deutsche Boden wurde wieder von den Römern, befreyet, welches Hermanns Absicht war. (*)

Nach einem Jahr kehrte aber Germanicus mit grösserer Zurüstung nach Deutschland zurück. Den schmeichelhaften Gedanken, Germanien zu einer römischen Provinz zu machen, hatte er von dem Drusus ererbt; und ihn auszuführen, glaubte er der Asche seines Vaters und seinem Namen schuldig zu seyn. Um sei-

(*) Nach Christi Geburt. 15.

nen Zug mehr zu beschleunigen, und nun nicht mehr durch Wälder und Sümpfe zu nehmen, welche den Römern zeither so verderblich waren, ließ er tausend Schiffe in den Niederlanden verfertigen, schifte seine Soldaten auf der Insel der Batavier ein, und nahm seinen Weg über das deutsche Meer die Ems hinauf. Als das Heer weit in das Land hineingeschift war, ging der Zug zu Lande auf die Cherusker zu, bis gegen die Weser hin, wo endlich nur noch dieser Fluß beyde Heere trennte. Ein edler Zug in dem Charakter Hermanns läßt ihn uns hier auch als Mensch kennen, den wir schon so oft als Held bewundert haben.

Bruderliebe und Römerhaß stritten in seinem Herzen: empfindlich war es ihm, daß sein Bruder Flavius die Waffen gegen sein Vaterland trug, welches er mit aller Wärme vertheidigte; und da er es vertheidigte, gegen seinen Bruder streiten sollte. Er bat sich deswegen vom Germanicus die Erlaubniß aus, mit seinem Bruder Flavius eine vertraute Unterredung zu halten, in Hofnung, den von Römergrösse geblendeten Jüngling auf seine und

und des Vaterlands Seite zurückzuführen. Er stellte ihm die gerechte Sache seines Vaterlandes vor, ihre alte Freyheit, das Heilige der Religion ihrer Voraltern; vereinigte mit seinen Bitten jene ihrer alten Mutter; schilderte ihn als einen Meineydigen, und niederträchtigen Verräther des Vaterlandes. Alles dieses mit dem edeln Feuer der Freyheit und Vaterlandsliebe von Hermannen gesprochen, machte doch keinen Eindruck auf den ausgearteten Flavius, den Ueppigkeit weichlich gemacht, und Hoffnung zu höhern Ehrenstellen ganz für den Glanz der römischen Hoheit eingenommen hatte. Nach einem langen Wortstreit schloß endlich Hermann mit diesen Worten: „ Nicht die „ Ehrenzeichen, nicht Halszierden und Sie„ geskronen, womit dich deine Tyrannen aus„ schmücken, decken je den Schandfleck des „ Verräthers seines Vaterlandes erschwingest „ du dich auch zum ersten Feldherrn, selbst „ zum Triumphe. „

Es würde auch noch zu Thätlichkeiten gekommen seyn, wenn sie nicht der zwischen ihnen

vorüberlaufende Fluß, und die Zwischenkunft der Römer getrennet hätte.

Den Tag darauf stellte Hermann sein Heer zur Rechten der Weser in Schlachtordnung. Der erste Angriff der Römer geschah mit deutschen Völkern, deren die Römer viele als Hülfsvölker bei ihrem Heere hatten. Kariowald, der Bataver Herzog, sezte mit seinen Leuten über den reissenden Weserstrom; Hermann zog sich mit seinen Cheruskern vor ihm bis in eine Ebene zurück, welche ringsum mit Wald umgeben war. Hier umzingelte er Kariowalden mit seinem Heere, der nach einer grossen Niederlage mit vielen der Vornehmsten das Leben lassen mußte. Während diesem hatte auch Germanicus an seichten Oertern sein Heer übergesezt. Hermann hatte sich mit seinen Cheruskern auf Anhöhen gelagert; allein die römische Reuterey, welche ihn von der Seite und dem Rücken anfiel, und die Uebermacht des Vordertreffens, welches aus acht Legionen, nebst vielen deutschen und gallischen Hülfsvölkern bestand, vermischte Römer und Deutsche in das fürchterlichste Schlachtgetüm-

mel, wobei der Deutsche am meisten im Gedränge, und Hermann im hizigsten Gefecht von allen andern sichtbar, durch seine Tapferkeit und Aufmunterung, schon mit Wunden bedeckt, das wankende Treffen der seinigen so lang unterstüzte, bis die Rätischen, Vindelicischen und Gallischen Legionen so übermächtig auf ihn zustürmten, daß er das Feld mit grossem Verlust räumen mußte. (*)

Das Siegeszeichen, welches die Römer auf dem Schlachtfeld errichteten, reizte die Deutschen, gleich wieder einen neuen Versuch auf die Römer zu wagen, wobei sie mit gewöhnlicher Tapferkeit stritten, und die römische Reuterey besonders stark mitnahmen. Zum Unglück lag Hermann noch an seinen empfangenen Wunden darnieder; sein alles beseelender Muth fehlte noch zum Sieg; die Römer behaupteten also das Feld; doch auf deutschem Boden den Siz ihrer Herrschaft zu befestigen, hatten sie nicht Lust, noch Muth genug. Sie mußten sich begnügen, die Deutschen, die sie

(*) Nach Christi Geburt 16.

nicht bezwingen konnten, geschlagen zu haben. Germanicus eilte mit seinem Heer wieder den Weg auf dem Wasser zurück; Wind und Wellen thaten hier, was den Deutschen fehlgeschlagen war; sie zernichteten den größten und schönsten Theil seiner Flotte.

So viele mißlungene Versuche der Römer Deutschland zu einer römischen Provinz zu machen, brachten sie endlich auf den Entschluß, nur die Grenzen der Deutschen zu besezen, um sich vor dem Anfall derselben zu schüzen; Deutschland aber seiner eigenen Wuth zu überlassen, womit es durch die römische Verbindung getrennet sich selbst aufrieb.

Hermann, nicht damit zufrieden, daß die Römer vom deutschen Boden vertrieben waren, wagte sich nun auch an die Bundesgenossen derselben. Die anwachsende Uebermacht Marobods, Königs der Markomannen; der Name eines Königs, den er führte; seine Bundsgenossenschaft mit den Römern schienen den übrigen deutschen Fürsten zu gefährliche Umstände für die deutsche Freyheit. Hermann, der die

Sache des Vaterlandes von jeher vertheidigte, hatte sich schon das Zutrauen und den Beyfall der tapfersten der Nation erworben, und jene auf seiner Seite, welchen Freyheit und Vaterland lieb war. Auch die Sueven und Langobarden, zahlreiche und streitbare Völker, welche zeither unter Marobods Anführung standen, gingen auf Hermanns Seite über. Dadurch würde Hermanns Parthey das Uebergewicht gewonnen haben, wenn nicht Inguiomer, der Bruckterer Anführer, zu stolz und eifersüchtig, unter der Anführung des jungen Hermanns, seines Bruders Sohne, zu stehen, sich auf Marobods Seite gelenkt hätte.

Nie sind vorher zwey deutsche Heere in so grosser Anzahl, und mit mehr Verbitterung auf einander losgegangen. Auf Hermanns Seite stritten die freyheitliebenden Deutschen, denen das Vaterland Blut und Leben aufwog; und stritten unter Hermanns Anführung, der Maroboden als einen Verräther und Römersklaven mehr haßte, als die Römer selbst. Marobod aber stolz, nie von den Römern be-

siegt, und ihr Freund zu seyn, focht für seine Ehre und Oberherrschaft. Beyde gleich muthige und erfahrene Feldherrn, beyde im römischen Kriegsdienst aufgewachsen und gebildet, und auch durch die Kriege mit den Römern in ihrer Kriegszucht geübt, stellten Kriegsheere gegen einander, welche nicht mehr nach Gewohnheit der Deutschen in zerstreuten Haufen, und mit wilder unbezähmter Tapferkeit auf einander losstürmten; sondern in der richtigsten Schlachtordnung von den Befehlen ihrer Anführer abhiengen. So ein Treffen konnte nicht anders, als sehr blutig ausfallen. Der Sieg wankte lang; der rechte Flügel beyder Heere war übern Haufen geworfen. Nur Hermann wich nicht, und belebte die seinigen mit seinem Feuer und anhaltenden Kampf, bis Marobod endlich gezwungen war, sich auf die Anhöhen zurückzuziehen, und in seine Heimath zu flüchten; niederträchtig genug, von Tiberen römische Hülfe gegen seine Landsleute zu begehren, die er aber nicht erhielt.

Hermann, der junge Held mit Lorbeern bedeckt, hätte nun die Früchte seiner Siege ge-

niessen sollen. Er hatte aber das Schicksal so vieler grosser Männer, besonders Griechenlandes, die mit dem Haß ihrer Mitbürger für die Rettung der Freyheit ihres Vaterlands belohnt wurden. Neid und Verfolgung seiner Landsleute, selbst seiner Anverwandten, verwickelte ihn in häußliche Kriege, welche die lezten Tage seines abgekürzten Lebens ausfüllten. Ein Mann, der durch so viele grosse Eigenschaften hervorschimmerte, schien den Deutschen mehr zum Herrschen, als zum ersten Bürger eines freyen Staats geboren zu seyn. Seine durch die mit ihm verbundenen Völkerschaften vergrösserte Macht wurde seinen Landsleuten um so mehr fürchterlich, weil sie muthmasen könnten, er, der schon so lange zu befehlen gewohnt war, und dazu noch mehr durch das Glück seiner Waffen berechtigt zu seyn schien, würde seine Uebermacht zur Unterdrückung ihrer Freyheit mißbrauchen. Und wäre auch dieses nicht gewesen: eine solche Grösse, wie jene Hermanns, konnte nicht ohne Neider seyn. Viele von den Edelsten der Nation gegen ihn eifersüchtig oder verhezet, suchten ihn durch innerliche Kriege, welche mit abwechselndem

Glücke abliefen, zu schwächen und seinen Ruhm zu verdunkeln. Aber Hermann war ein zu kluger und tapferer Krieger, als daß man ihm mit öffentlichem Gewalt schaden konnte. Er wurde endlich durch heimliche Anschläge seiner Feinde, als er erst sieben und dreisig Jahr alt war, in seinem eigenen Hause ermordet.

Dieses war das Ende eines Mannes, dessen Tapferkeit das Schicksal einer ganzen Nation entschieden hat. Seine Zeitgenossen haben ihn zu sehr mißkannt und verfolgt; die Nachkömmlinge zu sehr geehrt und angebetet: wenn anders jene Irmensäule, welche Karl der grosse in Sachsen zerstören ließ, Hermanns Standbild war. Bey der aufgeklärten Nachwelt ist sein Name bey jedem Deutschen in heiligem Andenken, wie der Name des Vaters und Stifters eines Volks. Der Ruhm seiner Heldenthaten ist nicht der Nachhall des Wehklagens ganzer Völkerschaften, welche Eroberungssucht unglücklich machte; sondern die Segenswünsche seines Volkes, dem er Vaterland und Freyheit erkämpfet hat. In den zwölf Jahren, so lange er Anführer der Deutschen war, hat

er allezeit, wo nicht glücklich, doch so tapfer gefochten, daß er bey seinem Verlust nie gänzlich unterlag; und die Feinde ihren Sieg mit vielem Blut erkaufen, nie aber mit Eroberung einer Landschaft benuzen und behaupten konnten. Er war den Römern in Norden, was ihnen die Parther in Osten waren, der Grenzstein ihrer unbegrenzten Herrschsucht. Er bezeugte dabey eine Tapferkeit, welche nichts weniger, als Tollkühnheit, oder unbändige Wuth war: denn sie hatte Klugheit zur Führerin. Feuer, Wirksamkeit und anhaltende Thätigkeit halfen ihm jene Unternehmungen ausführen, die nur sein scharfsichtiger Blick in die mannigfaltigen Verwicklungen der Umstände entwerfen, und der entschlossenste Muth für möglich halten konnte. Nur so ein Mann, tapfer ohne Verwegenheit, behutsam, klug, ohne Unentschlüssigkeit, feurig ohne Uebereilung, von Natur kriegerisch, aber doch durch die römische Kriegskunst ausgebildet, konnte in den Zeiten, wo die römische Macht mit ihrer fürchterlichen Grösse alles zu verschlingen drohte, ein Retter seines Volks werden.

Bojokal.

Nur ein einziger Zug aus dem Leben dieses edeln Deutschen wird uns durch den Tacitus bekannt gemacht. Aber ein Zug, der allein, ihn als einen grossen Mann darstellend, den Wunsch erregt, daß nicht die geringste seiner Handlungen uns möchte verborgen geblieben seyn, während wir ganze Reihen von Fürsten und Königen sehr gern in die Vergessenheit sinken sähen. Erhabenheit des Gefühls, Kraft und Scharfsichtigkeit des Geistes, Tapferkeit und feuriger Muth, unbestechbare Treue, Wärme für die gerechte Sache, und glühende

Vaterlandsliebe leuchten aus seiner Rede und That, die der Geschichtschreiber seiner Feinde erzählet. Der Auftritt ist feyerlich, die Gelegenheit einer grossen Handlung angemessen.

Die Ansibarier, ein mächtiges deutsches Volk, von den Chaucern vertrieben, und wohnunglos, nahmen unter Nero's Regierung unbewohnte und unbenützte Ländereyen am Rhein *) in Besitz. Der römische Provinzverweser Dubius Avitus drohte ihnen das Schicksal der Frisen, die kurz vorher diese Gegenden zu neuen Wohnsitzen von dem Kaiser vergebens begehrten: sie mußten ihre schon angebauten Häuser und eingesäeten Aecker verlassen; wer sich widersetzte, wurde niedergemacht, oder gefangen.

Die Ansibarier, zu schwach, der römischen Macht zu widerstehen, zu zahlreich, sich unter ein anderes deutsches Volk zu vertheilen, in der traurigen Wahl, sich ganz der Römer Willkühr als Kriegsknechte und Sklaven zu überlassen, oder aufs neue mit verbrüderten Völ-

*) Zwischen Wesel und Düsseldorf.

kerschaften, oder mit Römern um Lande zu kämpfen, und von diesen oder jenen vertilgt zu werden, setzten ihre einzige Hoffnung auf Bojokal, den Klugheit, Treue und Tapferkeit unter beyden Völkern berühmt gemacht hatten.

Alles, was Dankbarkeit, und Gefühl der Billigkeit erregen; alles, was Menschen rühren, und Römer gewinnen konnte, brachte er vor, um seinem Volke einen ruhigen Verbannungsort zu erbitten. „In Bande sey er geschla„gen worden wegen seiner Treue gegen die „Römer im Cheruskischen Aufstande, auf Be„fehl Hermanns; hernach habe er unter Tibe„rius und Germanikus gedient; und zu seinen „fünfzigjährigen Diensten setzte er dies, daß er „sein Volk der römischen Herrschaft unterwerfe.„

Bojokal sah dies als den kräftigsten Beweggrund für einen römischen Feldherrn an, und als das einzige Mittel zwischen Sklaverey und Untergang seines Volks. Denn deutsche Völker, die sich den Römern ergaben, regierten sich mehrentheils noch immer selbst, und blieben, ausser einiger Verbindlichkeit zu Abgaben und Kriegs-

dienſten, in Freyheit. Ueber dies zeigte er dem Avitus die Geringfügigkeit ſeiner Bitte: für ſo vieles begehre er nichts den Römern brauchbares. „Welch ein groſſer Theil Landes liege da, wo „nur zuweilen einmal der Soldaten Schaafe oder „Rinder hingetrieben werden? Sie ſollten „Felder, ſo weit Spuren von Menſchen wä„ren, zu Viehwaiden behalten: nur möchten „ſie nicht lieber Wüſteneyen und Einöden ha„ben wollen, als friedliche Völker. Dieſe „Ländereyen hätten ehedem den Chamavern, „dann den Tubanten, und nachher den Uſipi„ern gehört. Wie der Himmel Göttern, ſo „ſey die Erde für Menſchen beſtimmt, und un„beſeſſenes Land ſey jedem beſitzbar.„ Hierauf (denn er ſah in den Blicken des Avitus, wie wenig ihn dies alles rührte) hob er ſeine Augen zur Sonne, und rief alle Geſtirne auf, als fragte er ſie feyerlich; „ob ſie ödes Erd„reich anſchauen wollten? Lieber ſollten ſie „die See darüber hinſchütten wider Länderräu„ber.„

Gründe beleidigen den übermüthigen Mächtigen, und geäuſſertes Gefühl des Unrechts iſt

Aufruf zur Tiranney. Avitus schlug alles aus. „Man müsse besserer Menschen Befehle dulden; „dies sey der Götter Wille, die sie anriefen, „daß es nur bei Römern stünde, was sie ge„ben, was sie entziehen wollten, und daß sie „keine Richter als sich selbst erkenneten.„

Diese stolze Antwort angemaßter Grösse oder vielmehr despotischer Willkühr entschied das Schicksal des unglücklichen Volkes. Da aber Niederträchtigkeit und Feigheit gewöhnliche Gefährtinnen der Tiranney sind; so mußte ein Auftritt erfolgen, der die wahre Grösse auf der Seite zeigte, wo sie war. Avitus führte gegen Bojokal eine andere Sprache. Er suchte durch geheime Versprechungen vom Fürsten zu erbetteln, womit er öffentlich pralte. Ihm versprach er für seine alte Treue Ländereyen. Bojokal verachtete den Antrag; er erkannte hierin den ausgesteckten Preiß der Verrätherey, und sagte: gebrechen kann es uns am Lande, wo wir leben, nicht wo wir sterben.

So schied er von dem Römer mit dem Entschlusse, sein Volk zu vertheidigen, so sehr es möglich wäre, und ehender zu sterben, als es in der Feinde Sklaverey fallen zu sehen. Er lud die Brukterer, Tenkterer, und noch entlegnere Völker zum Kriegsbunde ein. Allein die Römer rückten ins Gebiet der Tenkterer, drohten Verheerung, wenn sie nicht vom Bunde abträten. Jene waren zu mächtig, als daß einzelne Völker widerstehen konnten, und so wurden alle vom Bündnisse abgeschröckt. Die Ansibarier mußten weichen; und da sie, um Wohnsitze zu erkämpfen, von Volke zu Volke zogen, wurden sie als Feinde aller angesehen; junges Volk ward niedergemacht, und das wehrlose Alter als Beute vertheilt.

Bojokal aus den Augen der Römer, ist ausser dem Gesichtskreise der Geschichte. Einmal erblicken wir ihn unter seinen Feinden, wie edel, wie erhaben, wie gleich dem Bilde der grösten Römer, zu dessen Zügen auch Beredsamkeit und Dichtkunst ihre Farben liehen! Welch ein Verlust, einen solchen Mann nicht unter seinem Volke zu sehen!

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Anton, 1748-1810

Leben und Bildnisse der großen Deutschen

Bd.: 1

Manheim 1785

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 4064 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235954-4
VD18 12269646-001